XV. Jahrg. Berlin, den 19. Januar 1907. Nr. 16.




Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3 a.
1907.



Berlin, den 19. Januar 1907.

Entwickelung.

Entfalten heißt: das Zusammengefaltete auseinanderlegen; entwickeln: das Zusammengewickelte aufwickeln, involutum evolvere. Wenn die Knospe aufspringt, wenn die eng zusammengepreßten Blumenblätter auseinandertreten, sagen wir: Die Blüthe entfaltet sich. Sprießt aus dem Samenkorn die Pflanze, so gebrauchen wir zur Bezeichnung des Vorganges lieber das Wort entwickeln. Wir haben schon als Laien eine dunkle Vorstellung davon, daß die zahlreichen Pflanzentheile irgendwie im Samenkorn enthalten gewesen sein müssen und daß dieses sehr künstlich geordnete Beieinander unzähliger winziger Gegenstände in einem kleinen Raum eine sehr verwickelte Geschichte sein müsse. Ueberall, wo Etwas entwickelt wird oder sich entwickelt, tritt bis dahin Verborgenes in die Erscheinung, wird Unsichtbares sichtbar; darum gebraucht man das Wort auch für das Sichtbarmachen der Affektion, die die photographische Platte durch die von einem Gegenstand reflektirten Sonnenstrahlen erlitten hat, obwohl hier nichts zusammengewickelt war. Dagegen sind die Gedanken, die der Redner oder Schriftsteller aus einem Haupt- oder Wurzelgedanken entwickelt, wirklich in diesem enthalten gewesen.

Das häufige Vorkommen Dessen, was wir Entwickelung zu nennen gewohnt sind, in Natur und Menschenleben mußte die Philosophen einladen, den Begriff auf das Weltganze anzuwenden. Die ersten großen Philosophen der neueren Zeit, die des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, waren mechanistisch gestimmt; denn sie waren Astronomen und Physiker, begründeten die Mechanik und ihre Aufmerksamkeit war auf mechanische Vorgänge gerichtet. Ihre Weltkonstruktion lief auf die Vorstellung hinaus: der Weltschöpfer habe den Atomen gewisse Kräfte verliehen, ihnen das Gesetz vorgeschrieben, nach dem sie sich, von diesen Kräften getrieben oder gezogen, zu bewegen hätten,

und sie in einer Anfangstellung angeordnet, aus der durch diese gesetzmäßige Bewegung alle von ihm gewollten Kombinationen und Stellungen, alle Geschöpfe und ihre Handlungen hervorgehen mußten, wie auf dem Billard alle durch einen Stoß verursachten Stellungwechsel mit Nothwendigkeit aus der Anfangsstellung hervorgehen. Auf alle Veränderungen der unorganischen Welt, die thermischen, chemischen, elektrischen eingeschlossen, läßt sich diese Vorstellung wirklich anwenden. Nun kann man ja freilich auch hier sagen, die späteren Gruppirungen entwickelten sich aus den vorhergehenden; aber wir sind gewöhnt, bei dem Wort „entwickeln" an ein Hervortreten aus innerem Drang, durch das Wirken einer geheimnißvollen Bildungskraft zu denken. Ein Gott, der nur von außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe, würde, gleich dem Uhrmacher oder Mechaniker, nur Werke hervorbringen, in denen Alles durchsichtig und berechenbar wäre, nichts aus geheimnißvollen Tiefen Quellendes das Gemüth erwärmend erregte; wie denn Kartesius die Thiere für Maschinen gehalten hat. Leibniz freilich, der die starren geometrischen und arithmetischen Gebilde als variable Funktionen in Fluß brachte, die Ruhe als eine unendlich kleine Bewegung auffaßte und seine Monaden beseelt dachte, hat in die entwickelungmäßige Anschauung eingelenkt. Aber diese von ihm ausgehende Anregung wirkte anfangs nur auf Einzelne, am Stärksten wohl auf Herder (Goethe bedurfte der Anregung nicht), aufs Große und Ganze der Denkerrepublik erst, als sich um das Jahr 1800 die Aufmerksamkeit der Naturforscher den Pflanzen und Thieren zuwandte und zu einer Naturphilosophie aufforderte, die die Lebewesen in den Vordergrund stellte. Hegel und Schelling drückten, wie Kuno Fischer hervorhebt, der Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts den Stempel „Entwickelung" auf. Schelling läßt in der Materie den Geist schlummern und sich allmählich aus ihr entwickeln, später aus der Indifferenz des Idealen und des Realen Beide sich entfalten; Hegel in einem Werde- und Entwickelungprozeß, der keinen Stillstand kennt, kein starres Sein duldet, das Absolute sich allmählich verwirklichen, und zuletzt lenkt Schelling in die Bahnen der Neuplatoniker und der Gnostiker ein; nur verdichtet er nicht, wie sie, die aus dem Urgrunde hervorgehenden Kräfte und Erscheinungen zu mythologischen Persönlichkeiten.

Das Alles hat sich nun freilich nur in den akademischen Kreisen abgespielt. In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts jedoch haben zwei Männer den Entwickelungsgedanken in die Massen getragen und diese dadurch in Gährung versetzt. Marx, der „umgestülpte Hegel", stellte die Veränderungen des Wirthschaftlebens als einen Entwickelungprozeß dar, von dem die geistigen Veränderungen: die der Philosophie, der Religion und des Rechtes, nur Spiegelungen seien. Erweckte es überhaupt schon dem Entwickelungsgedanken Sympathien, daß er dem Menschengeschlecht einen unendlichen Fortschritt in Aussicht stellte, so mußte diese nun endlich „wissenschaftlich begründete" Aussicht die Massen der Armen, an die sich Marx wandte, mit Begeisterung

erfüllen. Haeckel aber machte Darwin populär; und beide Entwickelungtheorien ließen sich in der Weise leicht mit einander verbinden, daß man die Entwickelung der menschlichen Gesellschaft als die Fortsetzung des Prozesses dachte, der die Organismen gebildet hatte. Was könnte, ja, was müßte nicht Alles noch aus dem Menschen werden, wenn sich die Monere auf der einen Seite zum Elephanten, auf der anderen zu einem Marx, zu einem Bebel entwickelt hatte! Daß die beiden Theorien sehr rasch in Kollision mit einander geriethen, weil gerade die orthodoxesten Darwinianer die Selektion zur Bekämpfung der Sozialdemokratie verwandten, hat manchen bitteren Tropfen in den Freudenkelch der Proletarierhoffnung geträufelt. Der Freudenrausch wiederum, in den Haeckels Offenbarungen Gebildete wie Ungebildete, Geisteskoryphäen, „Mastbürger" und Proletarier versetzte, war so wenig rein philosophischer oder wissenschaftlicher Natur wie der vom Evangelium Caroli erzeugte. Er entsprang dem Haß gegen die „Pfaffen" und der Freude darüber, daß man sie nun endlich loswerden müsse, da Darwin nachgewiesen habe, wie die Entwickelung, durch keine andere als mechanische und chemische Kräfte getrieben, vor sich gehe, und damit „die Hypothese Gott" für immer überflüssig gemacht worden sei. Der Entwickelungsgedanke an sich war nichts weniger als neu, besonders wenn man darunter die Ansicht versteht, daß die verschiedenen Arten der Lebewesen eine aus der anderen hervorgehen. Evolution-Hypothesen, sagt Chamberlain in seinem Kantbuch, „sind so alt wie die Welt; man darf wohl behaupten, jedes uncivilisirte Volk glaubt an die spontane Generation (Das heißt: daran, daß Leben aus Leblosem ohne Weiteres entsteht) und glaubt, daß eine Lebensgestalt aus der anderen hervorgeht." Als ersten der griechischen Philosophen, die sich zu dieser Ansicht bekennen, nennt er Anaximander. Daß aus Schmutz und aus faulendem Fleisch Würmer entständen, wurde ganz allgemein geglaubt, ehe die exakte Forschung den Satz erwiesen hatte: omne vivum ex ovo, und zwar ex ovo sui generis. Also nur um den Nachweis des modus procedendi handelte es sich, um die Widerlegung dieses Ergebnisses der Wissenschaft und die wissenschaftliche Rechtfertigung des alten Volksglaubens. Und daß nun gerade der Modus, den Darwin gefunden zu haben glaubte, von den Freunden der Entwickelung mit solcher Begeisterung aufgenommen wurde, wäre unerklärlich, wenn nicht eben die beiden genannten Beweggründe mächtig mitgewirkt hätten, die außerhalb des wissenschaftlichen Interesses liegen.

Denn Darwins „Entwickelung" ist gar keine Entwickelung. Sie ist eine die Entwickelung aufhebende Mechanik. Ein mit mehreren Kameraden in nördliche Gegenden verschlagenes Nagethier hat zufällig durch die chemischen Wirkungen seiner Nahrung eine hellere Behaarung bekommen. Während seine dunkleren Kameraden von Raubthieren gefressen werden, bleibt es, weil es weniger von der beschneiten Fläche absticht, verschont und pflanzt sich fort. Aus dem selben Grund bleiben immer die hellsten Individuen der Gattung

bis zum zeugungsfähigen Alter am Leben: und so entsteht eine weiße Abart. Der Vorgang ist gut denkbar und die Arten weißer Pelzthiere können wirklich so entstanden sein. Aber der Vorgang ist rein mechanischer Art und alle Vorgänge, durch die wir uns nach Darwin die Arten entstanden denken sollen, sind von der selben Art. Mechanischer äußerer Stoß, Druck und Zug ist es sammt chemischen und Temperaturverhältnissen, was macht, daß gewisse Varianten einer Gattung zu Grunde gehen, während eine Variante, die der Umgebung besser angepaßt ist, durch diese mechanischen, chemischen und thermischen Fallen hindurchschlüpft und, indem sich bei fortgesetzter Selektion die fürs Fortkommen günstigen Eigenschaften durch allmählichen Zuwachs unmerklich kleiner Grade oder Mengen steigern, zuletzt eine neue Art begründet; oder Etwas, das wegen der auffälligen Verschiedenheit von der alten Art für eine neue Art gehalten zu werden pflegt; denn im Grunde genommen giebt es ja nach dieser Ansicht, die Alles aus Allem hervorgehen läßt, keine echten Arten mehr. Daß die Entstehung des komplizirten Organismus eines höheren Thieres aus der Monere auf diesem Weg ein Wenig schwieriger zu denken ist als die eines weißen Pelzes oder eines Farbenfleckes auf einem Schmetterlingsflügel, soll hier noch nicht näher in Betracht gezogen, sondern es soll nur hervorgehoben werden, daß die Auswahl des zufällig seiner Umgebung besser angepaßten Individuums und die allmähliche Umänderung einer Art in die andere durch die Häufung solcher zufälligen Anpassungen im Lauf langer Zeiträume rein mechanische Vorgänge sind, die von Dem, was die philosophische Vorliebe für die Entwickelungidee begründet: Freude am Leben, an der aus dem Innern dringenden Bildungskraft, keine Spur an sich trägt.

Nun haben freilich auch die strengsten Darwinianer diese innere Bildungskraft um so weniger ganz abzuweisen vermocht, je mehr sie den Blick von so äußerlichen Gattungmerkmalen wie Farbe und Größe auf die innere Organisation lenkten. Schon Darwin nahm den Lamarckismus zu Hilfe, der zwar auch noch im Mechanismus stecken bleibt, aber doch wenigstens durch die Thätigkeit des abzuändernden Individuums, wie Strecken der Halsmuskeln beim Abweiden von Blättern hochstehender Baumkronen, dem abändernden Milieu einigermaßen entgegenkommt. Mit der geschlechtlichen Zuchtwahl, die er dann noch heranzog, machte er schlimme Erfahrungen. Daß die dumme Pfauhenne in einer durch ungezählte Jahrtausende vorhaltenden ästhetischen Begeisterung dem Gatten allmählich sein prachtvolles und regelmäßiges Schwanzmuster angezüchtet haben soll, ist gewiß eine starke Zumuthung an die Jüngergläubigkeit; noch dazu aber mußte Darwin zu seiner Verzweiflung die schmerzliche Wahrnehmung machen, daß die viel tausendmal klügere Hündin, und zwar auch die schöne Rassehündin, dem häßlichsten Köter nachläuft. So freilich ist die Sache nicht zu denken, schreibt ein jüngerer Biologe, dessen Namen ich vergessen habe. Sondern das Weibchen bekommt stets den stärksten Mann,

der seine Nebenbuhler besiegt hat, zum Gatten; der stärkste ist aber zugleich der schönste und darum muß sich die Schönheit durch fortgesetzte Auswahl der stärksten Männchen steigern. Für die plastische Schönheit mag Das zutreffen, nicht aber für die in Schmuckanhängseln bestehende. Ich weiß nicht, ob Pfauhähne mit einander kämpfen, aber wenn sie es thun, ist die Länge des Schweifes kein Vortheil, sondern ein Hinderniß und die regelmäßige Zeichnung und schöne Farbe des Schweifes steht weder mit der Körperstärke noch mit dem Ausgang des Kampfes in irgend welchem ursächlichen Zusammenhang.

Als man sich nun gar in das Geheimniß der Zelle, ihres Baues, ihres Lebens, in das Geheimniß des Aufbaues des Leibes aus Zellen und in die Geheimnisse der Vererbung vertiefte, da schwand mehr und mehr jede Aussicht, mit mechanischen und chemischen Kräften auszukommen. Haeckel stattete seine Plastidule mit Gedächtniß aus, Darwin ließ Pangenen, Herbert Spencer Units, Nägeli den Leib durchziehendes Idioplasmanetz, Weismann seine Determinanten und Biophoren den Aufbau des Leibes leiten. Andere haben die unsichtbaren Architekten und Werkmeister anders benannt. Zur Beschuppung der Flügel einer gewissen Schmetterlingart hält Weismann 240 000 Determinanten für nothwendig; dagegen glaubt er, die ganze Blutmasse eines Thierleibes komme möglicher Weise mit einem Baumeisterchen aus, weil die Blutkörperchen alle gleich gebaut sind. Was ist von Alledem durch exakte Forschung erwiesen? Nur Dieses: daß die Spermazelle und die Eizelle jede eine Masse enthalten, die man, weil sie durch Färbung im Mikroskop sichtbar gemacht werden kann, Chromatin nennt; daß sich diese Masse bei der Befruchtung in eine Anzahl Körnchen oder Kügelchen (von Weismann Ide genannt) auflöst, die sich nach mehrfacher Umgruppirung zu Stäbchen (Idanten) zusammenfügen (in jeder der beiden Zellen sind ihrer gleich viele, aber ihre Zahl ist bei den verschiedenen Thierarten verschieden); daß diese Stäbchen in gleicher Zahl an die beiden Zellen vertheilt werden, in die sich, die Bildung des Embryos einleitend, die Mutterzelle theilt. Daß das Chromatin der Träger der Vererbung ist, erscheint gewiß. Aber daß das Id sich in Determinanten auflöse, in kleine Baumeister, die, zur rechten Zeit an den ihnen bestimmten Ort wandernd, die ihnen zukommende Arbeit verrichten, ist Hypothese; oder Mythus, wie Chamberlain es nennen würde. „Die heutige Naturwissenschaft", schreibt er, „ist die größte Verbraucherin von Mythen, die es je gegeben hat; die Religionen sind, mit ihr verglichen, sehr bescheiden."

Eduard von Hartmann hat in seinem letzten Werk*) bewiesen, daß wir diese Mythen nicht nöthig haben, wenn sie auch zulässig sind als ein Mittel, sich einigermaßen vorstellbar zu machen, wie es beim Aufbau eines Menschen-

*) Er zeigt darin auch, wie sich die Biologen, Botaniker, Zoologen, Einer nach dem Anderen, dazu bequemen, dem Darwinismus gegenüber den Standpunkt einzunehmen, den er, dreißig Jahre lang von den zünftigen Biologen ignorirt, vor beinahe vierzig Jahren als den richtigen erkannt hat.

oder Thierleibes zugehen mag. Daß freilich diese Vorstellung ganz und gar mythischen Charakter trägt, erkennt man bei näherem Zusehen sofort. Ist so eine Determinante, die Zellen einer bestimmten Art, etwa Nerven- oder Muskelzellen aufbaut, ein mit Vernunft begabtes Wesen, das fertig bringt, was unsere größten Chemiker zu leisten nicht im Stande sind? Und ist sie Das nicht: was sollen wir uns darunter denken, daß dieses submikroskopische Wesen den Bau einer Zelle leitet? Und mögen diese Wesen vernünftig oder vernunftlos, sehend oder blind sein, wie kommen ihre auf viele Millionen zu beziffernden Schaaren dazu, planmäßig zusammenzuwirken? Einen wohlgefügten, aus den nach Struktur, Form und Bestimmung verschiedenartigsten Gliedern und Organen bestehenden Leib aufzubauen, ihn genau nach dem elterlichen Vorbilde aufzubauen, dem König Alfons die Lippe seines vor 348 Jahren verstorbenen Ahnherrn zu bauen? Verständigen sie sich mit einander oder werden sie von einem Oberarchitekten kommandirt? In der That nimmt Weismann unbekannte Oberkräfte an, welche die Thätigkeit der chemischen und der organischen Kräfte, also doch wohl auch die seiner Determinanten, leiten. Aber diese ganze Vorstellungart ist verfehlt. Hartmann giebt eine andere, die freilich der sinnlichen Anschaulichkeit gänzlich entbehrt, dafür aber dem Begriff der Entwickelung im vollsten Maß entspricht. Diese Vorstellungart ist erst durch die neusten biologischen und chemischen Entdeckungen möglich geworden. In einer Leberzelle, deren Größe etwa den tausendsten Theil eines Stecknadelknopfes beträgt, wird ein ganzes Dutzend verschiedener chemischer Umsätze vollzogen (Hartmann führt sie einzeln an). Und zwar wird jeder solche Umsatz, zu dem der Chemiker eine Menge Gefäße und Vorrichtungen brauchen würde, gerade in dem Augenblick, wo, und in dem Maß, wie er nöthig ist, bewirkt. Und eben so verfährt jede andere Zelle als Chemikerin. Diese Zellen erzeugen für den Bedarf des Leibes, und zwar für den verschiedenen Bedarf verschiedener Theile des Leibes, Stoffe wie die Fermente, von denen man noch nicht einmal die Zusammensetzung herauszubekommen vermag, geschweige denn, daß man sie künstlich herzustellen vermöchte. Und jeder dieser Stoffe tritt in Thätigkeit, wenn er gebraucht wird, und bleibt bis dahin in Ruhe. Die Zellwände aber lassen Flüssigkeiten durch in der Zusammensetzung und Menge, die gerade gebraucht wird, und lassen nicht durch, was für den augenblicklich und hier zu erreichenden Zweck nicht taugt. „Während Leber- und Nierenzellen nur für die Bedürfnisse des Gesammtorganismus sorgen, dem sie angehören, paßt die Leistung der Epithelzellen der Milchdrüsen sich den Bedürfnissen eines anderen Organismus, nämlich des Säuglings an. Sie schöpfen aus dem Blut, aber sie nehmen jeden Bestandtheil des Blutes in einem anderen Verhältniß auf, als er im Blut enthalten ist, und zwar stellen sie eine Milch her, die alle Stoffe genau in dem Verhältniß enthält, wie der Säugling der betreffenden Thierart sie braucht, um seinen Organismus zu erhalten und auszubilden."

Es ist klar, daß man bei dieser wunderbaren Einrichtung der Zellen jener hypothetischen submikroskopischen Wichtchen nicht bedarf, die vom Keimplasma aus als Baumeister an die Orte des wachsenden Leibes wandern sollen, wo neue Organe zu schaffen sind. So gut wie im fertigen Leib jede Zelle für den ihr zugetheilten Bereich die zur Erhaltung des Lebens erforderlichen Stoffe bereitet, umwandelt, hin und zurückbefördert, strukturgemäß lagert — wie sie Das anfängt, davon haben wir natürlich keine Ahnung —, werden, auch im wachsenden Organismus die Zellen Alles leisten, was zur Bildung neuer Zellen, ja, neuer Glieder und Organe nothwendig ist. Der Aufbau schreitet „epigenetisch“ von dem an jedem Punkt Bestehenden zu dem in seiner Nachbarschaft neu zu Errichtenden fort. Die Fähigkeit, diesen Bildungprozeß in Gang zu bringen, muß in der Urzelle liegen; und wir haben also hier das Hervorquellen des neu Erscheinenden aus seiner Verborgenheit im Keim, eine Entwickelung im vollsten und eigentlichsten Sinn des Wortes. Denn daß Alles, was hier hervorkommt, kommen sollte, daß die zukünftige vollendete Gestalt im Keim irgendwie (Wie? Das weiß kein Mensch) angelegt ist, kann kein Vernünftiger bezweifeln. Um Hartmann und einige der Biologen und Anatomen, die er anführt, reden zu lassen (ich ziehe an verschiedenen Stellen Verstreutes zusammen, ohne jedesmal kennbar zu machen, wo er wörtlich citirt und wo er die Meinung der Anderen mit eigenen Worten wiedergiebt): „Das Ganze bestimmt die Theile, nicht umgekehrt. Der werdende Organismus ist ein im Wachsthum sich ausdehnender, zerklüftender und gesetzmäßig sich gliedernder Protoplasmakörper (Rauber). Die Zellen determiniren sich zu ihrer späteren Eigenart nicht selbst, sondern werden nach Gesetzen, die sich aus dem Zusammenwirken aller Zellen, auf den jeweiligen Entwickelungstufen des Gesammtorganismus, ergeben, determinirt. (O. Hertwig). Haacke, der gern mit physiko-chemischen Gesetzen ausreichen möchte, stellt eine Berechnung darüber an, wie groß die Wahrscheinlichkeit wäre, daß bei zufälliger Abänderung hundert Federkieläste einer Pfaufeder ihre Farbe so abändern, daß die Zeichnung eines Pfauenauges entsteht, und bemerkt dazu: ‚Die Natur spielt mit gefälschten Würfeln, Naturgesetze genannt, und muß, wo es ihr gelang, die erforderlichen Würfel in den Becher zu thun, einen Pasch werfen. Ob man aber wirklich einen Würfelfälscher annehmen müsse, diese durch sie unbeantwortbare Frage verneint die ihrer Grenzen bewußte Wissenschaft nicht.‘ Die Welt, in der wir leben, mußte aus einer selbst schon zweckmäßigen ursprünglichen Vertheilung der Uratome mit Nothwendigkeit und ohne darwinistisches Herumprobiren der Natur entstehen. Diesen Anfang darf der Gläubige als einen von Gott gesetzten auffassen, der so eingerichtet ist, daß er nach bloßen Naturgesetzen zu einer Welt des Guten, Wahren und Schönen führt. So sehr wir uns auch sträuben mögen: wir können die Vertheilung der Materie im Weltall und die Eigenschaften ihrer letzten Elemente nicht anders beurtheilen

als nach ihren Zwecken. Der Naturforscher kann höchstens feststellen, daß die Versetzung einer Pflanzenart in ein anderes Klima sie so beeinflußt, daß eine bestimmte Umwandlung vor sich gehen muß; aber er kann nicht sagen, warum diese Beeinflussung zweckmäßig ist, sie also befähigt, den Unbilden des neuen Klimas zu trotzen, warum die neue Organisation mit der übereinstimmt, die zum Fortbestand der Pflanze unter den veränderten Bedingungen erforderlich ist, oder warum diese Veränderungen gerade solche sind, daß sie die Vererbung erworbener Eigenschaften vermitteln. (Haacke.) Da, wie gezeigt worden ist, weder strukturlose chemische Verbindungen noch struktuirte im Stande sind, die zweckmäßige Form zu erklären, so muß man annehmen, daß die Entwickelung durch zweckmäßige Reaktion erfolgt, durch die aus einfacheren Strukturen allmählich immer komplizirtere werden, und daß diese zweckmäßigen Reaktionen von einem Vitalagens geleitet werden. Dadurch wird aber die reine Maschinentheorie der Organismen, die von Descartes zuerst aufgestellt worden ist, unzulänglich; denn alle maschinelle Struktur ist nun selbst ein Produkt einer Reihe von zweckmäßigen Vitalreaktionen in der individuellen und der stammesgeschichtlichen Entwickelung. Eine Maschine kann auf verschiedenartige Leistungen und auf Selbstregulationen eingerichtet sein, aber nur gegen Reize und Störungen von bestimmtem Typus. Sie kann nicht auf atypische Reize zweckmäßig reagiren, geraubte Theile selbständig wiederergänzen, gewaltsam umgelagerte wieder zurechtrücken oder so umbilden, daß der normale Zustand wiederhergestellt wird. Sie kann auf einen Selbsttheilungakt mechanisch eingerichtet sein, der aus einer Maschine zwei von gleicher Leistungfähigkeit macht, aber sie kann Dies nur vermittels maschineller Vorrichtungen des Ganzen, die den Theilen fehlen, so daß diese sich nicht weiter theilen können. Das Alles kann aber der Organismus; und er kann es nur, weil er mehr ist als Maschine, weil seine Reaktionen unter der Leitung eines Vitalagens stehen. (Driesch). Nur bei rein quantitativen Abänderungen ist die Wahrscheinlichkeit günstiger und ungünstiger Abänderungen gleich; bei qualitativen ist die Wahrscheinlichkeit ungünstiger Aenderungen viel größer als die günstiger. Auch setzt, was die Unwahrscheinlichkeit ins Ungemessene steigert, die Artenbildung durch Häufung zufälliger Aenderungen voraus, daß korrespondirende Zufälle mehrere Glieder eines Organismus in gleicher oder entsprechender Weise abändern (daß sich an allen vier Füßen gleichmäßig Hufe bilden, daß den Arbeitbienen gleichzeitig die Sexualorgane verkümmern und an den Beinen Bürstchen wachsen), ja, daß verschiedene Individuen korrespondirende Aenderungen erfahren (Männchen und Weibchen zu einander passende Sexualorgane bekommen, die Blüthen zu befruchtender Pflanzen und die Saugwerkzeuge der die Befruchtung vermittelnden Insekten gleichzeitig die dazu am Besten geeignete Größe und Form annehmen). Die Zuchtwahl kann nur da von Einfluß sein, wo das Ueberleben durch überlegene Angepaßtheit und Nützlichkeitvorzüge bestimmt ist, aber nicht, wo zufällige Vortheile das Ueber-

leben bestimmen. Die Menschen, die ein Eisenbahnunglück oder eine blutige Schlacht überleben, sind keineswegs die tüchtigsten und nützlichsten. Von den vierzig Milliarden Eiern eines Bandwurms überleben die nur, die von einem Zwischenwirth gefressen werden, der wieder gefressen oder ungekocht gegessen wird; die Beschaffenheit der Eier und Finnen ist ganz ohne Einfluß auf die Auslese. (Gustav Wolf). Selbst der Züchter kann nur die von der Natur vorgezeichneten, in der Organisation begründeten Wege einschlagen; sie sind mit unüberschreitbaren Mauern eingefaßt und theilen sich nur an wenigen Stellen, so daß nur eine nicht eben große Auswahl von Zuchtrichtungen übrig bleibt. Die Natur baut auf der Grundlage, die sie sich geschaffen, nach bestimmtem Plan weiter; ein unsicheres Tasten, wie Darwin es annimmt, kommt bei ihr nicht vor. (Haacke)."

Also die Endform eines jeden Organismus ist nicht das Ergebniß einer Unzahl zufällig korrespondirender Zufälle, sondern gewollt und vorausbestimmt. „Leben ist Gestalt", sagt Chamberlain in der Abtheilung „Plato" seines Kantbuches; „Stoff verhält sich jeder Gestalt gegenüber indifferent;*) Kraft zerstört Gestalt". Allerdings nur, wenn sie stärker ist als die Lebenskraft der von ihr angegriffenen Gestalt, welcher Fall für jeden Organismus mindestens einmal, bei seinem Tod, eintritt. Bis dahin leitet, wie Hartmann schön sagt, der Organismus ein Stückchen Energie auf seine Mühle, diese damit zu treiben. (Daß Energie und Kraft zwei Begriffe sind, die von der neusten Physik auseinandergehalten werden, kommt hier nicht in Betracht.) Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten. Das gilt zu allererst vom Organismus, dem wunderbarsten aller Gebilde. Denn der Organismus ist nicht nur äußerlich geformt wie eine Statue, enthält nicht nur, wie eine kunstreiche und feine Maschine, im Innern eine Menge geformter Theile, sondern ist, hätte er auch die Größe eines Walfisches, an jedem äußeren und inneren Punkte seines Leibes bis ins Submikroskopische hinein geformt. Und die ohne jede Rücksicht auf Aesthetik, nur mit Rücksicht auf Zweckmäßigkeit und Raumersparniß getroffene Anordnung im verborgenen Innern versteht der unbekannte Baumeister mit der vollendeten plastischen und koloristischen Schönheit des Aeußern zu verbinden. Der selige Cicero ist es, wenn ich nicht irre, gewesen, der, selbstverständlich ohne den Luftballon, die Frage aufwirft: Wenn Jemand aus einem

*) Freilich hat auch der Kristall Gestalt; und besonders seit man die flüssigen Kristalle entdeckt hat, über die auf dem Deutschen Naturforscher- und Aerztetag in Stuttgart (am zwanzigsten September) berichtet worden ist, halten die Monisten ihre Ansicht von dem unmerklichen Uebergange des Unorganischen ins Organische, wobei keine andere als physikalisch-chemische Kräfte thätig seien, für bewiesen. Warum jedoch weder Chamberlain noch Hartmann die Kristallbildung als Uebergang zum Organischen, zum Leben gelten läßt, mag man bei ihnen selbst nachlesen. (Immanuel Kant S. 480, das Problem des Lebens S. 205).

Luftballon die erforderliche Zahl Lettern herunterwirft, ist es da wohl denkbar, daß sie, auf dem Erdboden anlangend, sich zur Ilias anordnen werden? Der Verstand antwortet: Ja! Denn unter all den Quadrillionen Kombinationen, in die sie zu liegen kommen könnten, befindet sich auch diese eine; und es ist kein Grund vorhanden, warum nicht eben so gut diese eintreten sollte wie irgend eine andere. Die Vernunft dagegen spricht: Nein! Sie kann keinen anderen Grund für dieses Nein anführen als ihre Selbstgewißheit; ihre Ueberzeugung, daß eine großartige und vielgliedrige sinnvolle Anordnung einen ihr selbstverwandten, einen vernünftigen Ordner voraussetzt. Ich weiß nun nicht, wie viele Buchstaben die Ilias enthält; aber ich weiß, daß die Zahl der Atome eines Bienenleibes viel größer und deren Anordnung viel sinnreicher ist, daß ihr winziges Hirn die Arbeitbiene befähigt und nöthigt, Blüthenhonig zu saugen und mit den Bürstchen und Körbchen ihrer Beine Blütenstaub zu sammeln, daß ihr Leib diesen in Wachs verwandelt, das alle Arbeitbienen in gemeinsamer Arbeit zum Bau geometrisch genau geformter sechsseitiger Zellen verwenden, jenen aber in Honig, den sie in diese Zellen deponiren; daß ihr Hirn sie befähigt und nöthigt, mit diesem Honig die Larven aufzufüttern, die aus den vom einzigen Weibchen in die Zellen gelegten Eiern auskriechen, daß sie wissen, ob und wann Ersatz für das Weibchen nöthig sein wird, und in diesem Falle in einer eigens hierfür bereiteten größeren Zelle eine Larve zur „Königin" auffüttern, daß sie alles Das thun vom ersten Augenblick an, wo sie den Nymphenzustand verlassen haben, ohne Rast bis zum Ende ihres meist nur sechs Wochen dauernden Lebens. Das Alles für ein Ergebniß günstiger Zufälle halten zu sollen, widerstrebt der Vernunft noch mehr als die zufällige Ilias. Und wenn man, die Unwahrscheinlichkeit zu mindern, die Vererbung unzähliger Wirkungen unzähliger glücklicher Zufälle durch Jahrmillionen hindurch zu Hilfe nehmen wollte, so würde Das auf den unfreiwilligen Witz Paddys hinauslaufen, der, nach der Zahl seiner Kinder gefragt, antwortete: „Keine; in meiner Familie ist nämlich die Kinderlosigkeit erblich". Die Arbeitbienen haben keine Kinder und können nichts vererben; Königin und Drohnen aber, die zusammen Nachkommen zeugen, also ihre Eigenschaften vererben können, besitzen keine der wunderbaren körperlichen und seelischen Vorzüge, durch die sich die Arbeitbienen nützlich machen.

Auf die Frage: Was ist das Eingewickelte, das bei der Entwickelung ausgewickelt wird, haben wir jetzt die Antwort: es ist die Gestalt, die Gestalt im weitesten Sinne des Wortes, wonach darunter die äußere, meistens schöne Erscheinung, die innere Organisation und die geistige Thätigkeit verstanden wird: εἶδος, ἰδέα. Und das Wort Entwickelung findet nun auf zwei Prozesse Anwendung: auf den großen einen, allumfassenden, durch den die Fülle der Gestalten aus dem Urwesen hervorgeht, und auf den in unzähligen Fällen verlaufenden Einzelprozeß, in dem sich der Keim zum Individuum auswächst.

Dagegen kann das Hervorgehen der Arten aus einander, auch wenn es nicht mechanisch, nicht darwinisch, sondern organisch vorgestellt wird, als Entwickelung im strengen Sinn des Wortes nicht bezeichnet werden. Ich habe gegen dieses Hervorgehen nichts einzuwenden und unterschreibe gern Hartmanns Endurtheil: Die Abstammunglehre ist gesichert, der Darwinismus ist gerichtet. Die Abstammung der Arten von einander und aller Arten von einem Urorganismus ist nicht etwa bewiesen. Der Beweis kann vielleicht in Zukunft dadurch geführt werden, daß es auf einer zoologischen Versuchsstation gelingt, Geschöpfe einer Art in solche einer anderen Art oder gar Gattung umzuzüchten. Also bewiesen ist die Abstammung vorläufig nicht, aber im höchsten Grade wahrscheinlich. Es erscheint vernunftgemäßer, wenn man annimmt, daß nicht für jede Gattung oder Art ein besonderer Keim geschaffen worden ist, sondern daß, wenn eine neue Gattung entstehen sollte, ein Keim einer dieser neuen Gattung verwandten Gattung benutzt wurde. Doch eben weil der verwendete Keim die Kraft zur Erzeugung der neuen Gattung nicht in sich trug, sondern erst durch ein neu hinzukommendes „Vitalagens" für eine Heterogonie oder Mutation, wie Das jetzt nach Kölliker und De Vries genannt wird, befähigt werden mußte, ist diese in lauter Sprüngen verlaufende Umbildung nicht einfach Entwickelung. Ohne einen solchen Sprung könnte auch nie aus einem affenähnlichen Thier ein Mensch geworden sein. Wäre, meint Hartmann, das größere Hirn des Menschen „ein bloßes Produkt des Gebrauchs, so wäre nicht abzusehen, warum die jetzt lebenden Affen, die dieses Organ doch schon (mindestens!) eben so lange wie die Menschen und unter wesentlich gleichen Umständen wie viele Naturvölker gebraucht haben, es nicht auch zu so großen Gehirnen gebracht haben sollten, daß sie ihre gleichen Hände und Sprachwerkzeuge zu den gleichen Leistungen wie der Mensch verwerthen und ein Bedürfniß nach Sprache und Kultursteigerung empfinden". In dem Protoplasma, gar in den Kohlen-, Wasser-, Stick- und Sauerstoffatomen ist weder der Papagei noch der Löwe noch der Mensch potentialiter enthalten, sondern nur die Fähigkeit, für die Schaffung der Keime dieser Wesen und für ihre Ausgestaltung verwendet zu werden.

Auch wenn wir die Künste, die Wissenschaften, die Kultur, den Handel, die Gesellschaft sich entwickeln lassen, ist Das eine ungenaue Ausdrucksweise. Wilhelm Wundt erzählt uns im neusten Band seiner Völkerpsychologie wunderhübsch, wie die Keramik entstanden ist und sich „entwickelt" hat. Der Mensch findet, daß sich die ausgehöhlte Schale der Nuß, die er verspeist hat, als Trinkgefäß verwenden läßt. Zufällig entdeckt er dann die Bildsamkeit des Thons und durch einen zweiten Zufall dessen Eigenschaft, in der Sonne und im Feuer hart zu werden. So hat er denn nach dem Muster von Fruchthüllen Thonschalen und Thonkrüge gebildet. Diese hat er an einem Strick oder in einem geflochtenen Korbe zum Trocknen aufgehängt. Der Strick hat in dem weichen Thon eine kreisrunde Vertiefung, der Korb ein Flecht-

muster hinterlassen. Beides hat ihm gefallen, hat seinen ästhetischen Sinn geweckt (was natürlich nur geschehen konnte, weil er, im Unterschied vom Affen, diesen ästhetischen Sinn als Anlage besaß und den Drang fühlte, ihn zu bethätigen). Er hat deshalb absichtlich seine Gefäße mit Kreisen oder mit Mustern von sich kreuzenden Linien verziert: und so ist die Entwickelung fortgegangen bis zu den griechischen, römischen und unseren modernen Prunkvasen. Was hat sich nun dabei eigentlich entwickelt? Die Keramik? Aber die ist ein Abstraktum; wie könnte es einem Abstraktum einfallen, sich zu entwickeln? Der einzelne Topf? Aber der bleibt, wie er ist, bis er zerschlagen wird, heckt auch keine Junge, außer als Vorbild durch die Vermittlung des Geistes eines Künstlers. Dieser (oder wenn mans lieber hört: das Gehirn des Künstlers, vieler Künstler) ist es, was sich entwickelt hat. Die Kunstwerke sind nur Niederschläge oder Produkte dieser Entwickelung, die allerdings durch die Einwirkung auf Künstler und bestellende Liebhaber die Entwickelung der Künstler fördern. Was sich entwickelt, ist also stets das einzelne Individuum.

Gerade wie ich Das geschrieben habe, lese ich Chwolsons Streitschrift: „Hegel, Haeckel, Kossuth und das Zwölfte Gebot.“ Chwolson nennt das Gesetz der Entropie (daß alle Bewegung in Wärme verwandelt, diese aber im Weltraum zerstreut wird, so daß zuletzt Erstarrung eintreten muß) das Gesetz der Evolution der Welt, „denn es lehrt uns, daß die Welt ein Organismus ist, der sich in einer ganz bestimmten, genau definirbaren Richtung entwickelt.“ Mir scheint nun die physikalische Welt das gerade Gegentheil eines Organismus zu sein und die Entropie im schreiendsten Gegensatze zu stehen zu Dem, was ich Entwickelung nenne, ohne die Anmaßung natürlich, Anderen einen anderen Gebrauch des Wortes verbieten zu wollen. Bei der Entwickelung, wie ich sie mir denke, quillt aus Keimen immer reicheres und mannichfacheres Leben hervor; nach dem Gesetz der Entropie geht alles Leben der Erstarrung im ewigen Tod, geht die Mannichfaltigkeit der Einförmigkeit einer qualitätlosen Masse entgegen. Manchen Neueren könnte gerade diese Entwickelung, die das Gegentheil von sich selbst ist, sympathisch sein. Geschmack und Mode wechseln auch in Wissenschaft und Philosophie, und nachdem die Neumystiker, von denen es jetzt wimmelt, schon lange gegen die mechanistische Welterklärung protestirt haben, fangen sie jetzt auch an, die Entwickelung unausstehlich zu finden. So sagt Einer von ihnen Paul Dahlke, in seinem „Buch vom Genie“: „Ich weiß wohl, Entwickelung ist heute der Götze, der angebetet wird. Wir aber lachen über diesen Götzen. Nach einem Ende, einem Abschluß drängt alles Menschliche. Aber meinen Sie wohl, daß in der Evolution Abschluß zu erreichen ist?“ Nun, die Evolution Chwolsons hat einen Abschluß, der an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Ob freilich den nach Nirwana dürstenden heißen Mystikern ein so kühler Abschluß gefallen kann, bleibt immerhin noch zweifelhaft.

Neisse. Karl Jentsch.

❦

Der Bauer Marei.*)

Ich will, zur Abwechselung, einmal eine kleine Geschichte erzählen. Das heißt: eigentlich kann man Das nicht recht eine Geschichte nennen; es ist nur eine alte Erinnerung. Ich war damals neun Jahre alt ... Doch nein: ich werde lieber mit meinem zwanzigsten Jahr beginnen.

Es war am zweiten Osterfeiertag. Die Luft war warm, der Himmel hoch und blau und die Sonne so hell und schön. In meiner Seele aber war es dunkel und häßlich. Ich schlenderte hinter den Kasernen umher, sah auf den Palissadenzaun, der unser Gefängniß umgab, und zählte die einzelnen Pfähle. Doch selbst das ewige Zählen wurde langweilig, wenn ichs auch nur ganz mechanisch, aus Gewohnheit, that. Es war schon der zweite Tag, daß im Gefängniß „gefeiert“ wurde: die Gefangenen brauchten nicht zu arbeiten und so waren denn fast alle betrunken. In jedem Augenblick entstand ein neuer Streit, der mit Schimpfwörtern begann und mit Schlägen endete. Gemeine Lieder, Spielhöllen unter den Pritschen, mehrere für besonderen Unfug von den Kameraden halbtot geprügelte Gefangene, die man mit Pelzen bedeckte und ruhig liegen ließ, bis sie wieder zu sich kommen und aufwachen würden, oft schon gezogene Messer: all Das hatte mich in den zwei Feiertagen bis zum Wahnsinn gequält.

Niemals konnte ich ohne Ekel betrunkenes Volk sehen; hier aber, an diesem Ort, war es mir ganz besonders widerlich. An solchen Feiertagen kamen nicht mal die Beamten ins Gefängniß, um zu inspiziren oder nach dem verbotenen Branntwein zu suchen. Sie sahen wohl ein, daß man auch diesen Verstoßenen doch wenigstens einmal im Jahr etwas Freiheit lassen müsse, um Schlimmerem vorzubeugen.

Plötzlich ertrug ich die Qual nicht mehr. Heiße Wuth packte mich. Da kam mir der Pole M...tzki, auch ein „politischer“ Zwangsarbeiter, entgegen; er blieb vor mir stehen und sah mich zornig, mit zuckenden Lippen, an. „Je hais ces brigands!“ stieß er halblaut zwischen den Zähnen hervor und ging an mir vorüber. Ich kehrte in die Kaserne zurück, trotzdem ich erst vor einer Viertelstunde halb wahnsinnig aus ihr herausgelaufen war, weil sich sechs Kerle, wahre Athleten, zugleich auf den betrunkenen Tataren Gasin stürzten, um ihn mit den Fäusten zu „beruhigen“. Sie schlugen ihn unsinnig (ein Kamel hätte es nicht ertragen), wußten aber, daß dieser tatarische Herkules viel aushalten konnte. Als ich nun zurückkam, sah ich in einer Ecke den zusammengesunkenen Gasin, der ohne jedes Lebenszeichen auf seiner Pritsche lag. Man hatte ihn mit einem Pelz zugedeckt. Die Anderen umstanden ihn schweigend. Wenn sie auch überzeugt waren, daß er am nächsten Tag wieder erwachen werde, so kratzte sich doch Einer von ihnen den Kopf und meinte etwas besorgt: „Aber ... Weiß Gott doch ... Ist die Stunde vertrackt, so stirbt 'n Mensch wie nichts von solchen Schlägen.“ Ich ging zu meiner Pritsche am vergitterten Fenster, legte mich auf den Rücken, schob die Hände unter den

*) Diese Skizze ist eine der letzten Arbeiten Dostojewskijs; sie steht in seinem Tagebuch vom Jahr 1876, ist (vielleicht weil er sie nicht als selbständige Novellette veröffentlicht hatte) bisher nicht übersetzt worden und grenzt doch an das Stoffgebiet der berühmten „Erinnerungen aus einem Totenhaus“. In dem Tagebuch steht auch der Satz des Dichters: „Ich erzähle nicht gern von meinem sibirischen Leben.“ In dieser Skizze hat ers gethan.

Kopf und schloß die Augen. Ich lag immer gern so: die Schlafenden werden gewöhnlich in Ruhe gelassen und so kann man denn denken und träumen. Diesmal wollte es jedoch mit dem Träumen nicht gehen: mein Herz schlug unruhig und in den Ohren klang mir noch das Wort: „Je hais ces brigands!“ Jetzt noch träume ich in mancher Nacht von jener Zeit; ich kenne keinen qualvolleren Traum.

Allmählich vergaß ich die Gegenwart und verlor mich unmerklich in Erinnerungen. In all den Jahren, die ich dort verbracht, erinnerte ich mich meines ganzen früheren Lebens: ich glaube, ich habe es so von Anfang an nochmals durchlebt. Diese Erinnerungen kamen, ohne daß ich selbst wußte, wie; nur selten habe ich sie absichtlich hervorgerufen. Gewöhnlich fingen sie mit irgend einem Punkt, einem kleinen Zug an, dem sich dann immer mehr Züge anfügten, bis das Vergangene zum großen Bild wurde. Ich analysirte dann die alten Eindrücke, fügte dem längst Erlebten neue Seiten hinzu und (die Hauptsache) verbesserte, verbesserte ununterbrochen: darin bestand ja mein einziger Zeitvertreib, meine Unterhaltung und Zerstreuung. An jenem zweiten Osterfeiertag stand mir plötzlich, ich weiß nicht, warum, eine Stunde aus meiner Kindheit vor der Seele, eine Begegnung des Neunjährigen, die ich schon längst vergessen hatte; aber ich liebte damals ganz besonders Erinnerungen aus meinen Kinderjahren.

— —

Mir fiel der Augustmonat auf unserem Landgut ein. Ein trockener, klarer Tag; ein Bischen kühl und windig; der Sommer neigt dem Ende zu und bald muß man wieder nach Moskau fahren, wieder den ganzen Winter über in Französischen Stunden sich langweilen; und ich verlasse das Land so furchtbar ungern. Ich ging hinter die Tenne und weiter in die Schlucht, von der sich auf der anderen Seite ein dichtes Gestrüpp bis zum Wald hinzog. Weiter und immer weiter drang ich in das Buschwerk ein; und höre noch, wie, vielleicht dreißig Schritt vor mir, auf dem Neubruch einsam ein Bauer pflügt. Ich weiß: er muß steil den Abhang heraufpflügen, das Pferd hat es schwer und manchmal tönt bis zu mir hinüber der ermunternde Zuruf: „Nu, nu!“ Ich kenne all unsere Bauern, weiß aber nicht, welcher von ihnen da eben pflügt; ist mir auch einerlei. Ich bin ganz und gar in meine eigene Arbeit vertieft; denn auch ich bin beschäftigt: von einem Nußbaum breche ich mir eine gute Gerte, um mit ihr Frösche zu schlagen. Die Gerten von Nußbäumen sind so hübsch, viel besser als Birkenruthen. Auch Käfer und andere Thierchen nehmen mich in Anspruch; ich habe sogar eine große Käfersammlung. Viele sind so putzig! Auch liebe ich die kleinen rothgelben Eidechsen mit den schwarzen Tüpfelchen; doch vor Schlangen habe ich Angst. Aber Schlangen trifft man viel seltener als Eidechschen. Pilze giebts hier wenig. Pilze muß man im Birkenwald suchen. Und ich mache mich auf, weiter durch das Gestrüpp in den Wald zu gehen. In meinem ganzen Leben habe ich nichts so geliebt wie den Wald mit seinen Pilzen und Beeren, mit seinen Käfern und Vögeln, Igeln und Eichkätzchen, mit dem mich immer wieder entzückenden feuchten Duft faulender Blätter. Und noch jetzt, während ich Dieses schreibe, rieche ich geradezu, athme ich den Duft unseres Birkenwaldes; solche Eindrücke haften fürs ganze Leben.

Da, plötzlich, inmitten der tiefen Stille, hörte ich laut und deutlich den Ruf: „Ein Wolf kommt!“ Ich schrie auf vor Schreck und lief mit entsetztem Geheul auf die Wiese zu dem pflügenden Bauer.

Es war unser Bauer Marei. Ich weiß nicht, ob es den Namen giebt; aber bei uns nannten ihn Alle Marei. Er war ein etwa fünfzigjähriger, stämmiger, ziemlich großer Mann mit langem, schon stark ergrautem dunkelblonden Bart. Ich kannte ihn, hatte aber noch nie mit ihm gesprochen. Als er jetzt meinen Schrei hörte, hielt er das Pferd an und blieb stehen. Ich raste den Abhang hinab auf ihn zu und ergriff, um im vollen Lauf nicht zu fallen, hastig mit einer Hand die Pflugstange und mit der anderen seinen Aermel: er beugte sich zu mir nieder; und da erst gewahrte er meinen Schreck.

„Ein Wolf kommt!" keuchte ich athemlos.

Er hob schnell den Kopf und blickte sich unwillig um; einen Augenblick glaubte er mir.

„Schrie ... Jemand schrie: Ein Wolf kommt! ..." stammelte ich zitternd.

„Geh doch! Wo denn? Was für'n Wolf soll denn kommen? Ist Dir ja nur so vorgekommen! Was kann denn hier für 'n Wolf sein!" sprach er halblaut in den Bart, um mich zu beruhigen.

Ich aber zitterte noch immer am ganzen Leib, klammerte mich noch fester an seinen Bauerkittel und war, glaube ich, sehr bleich. Er betrachtete mich mit besorgtem Lächeln; offenbar regte er sich meinetwegen auf.

„Th — th! Du hast Dich aber verschreckt! Ai — ai!" sagte er und schüttelte den Kopf. „Genug schon, Kleinerchen, nu, ist gut!" Er streckte die Hand aus und streichelte plötzlich meine Wange. „Nu, genug schon, Kleinerchen! Christus ist mit Dir; mach 'n Kreuz!"

Doch ich bekreuzte mich nicht. Meine Mundwinkel zuckten. Das schien ihn besonders zu verwundern: langsam hob er seinen dicken, mit Erde beschmutzten Mittelfinger und berührte vorsichtig meine zitternden Lippen. „Sieh mal an! So was! Ai, th — th!" sagte er lächelnd (es war ein ganz besonderes, mütterlich zärtliches Lächeln). „Herrgott! Das ist doch ... So was!"

Endlich begriff ich, daß der Schrei: „Ein Wolf kommt!" in meiner Phantasie entstanden war. Der Schrei hatte so hell und deutlich geklungen, daß ein Zweifel ausgeschlossen schien; doch ich wußte, daß ich schon früher zwei- oder dreimal einen Schrei zu hören geglaubt hatte, während in Wirklichkeit Alles still gewesen war. Später vergingen diese Halluzinationen der Kinderjahre.

„Jetzt werde ich gehen", sagte ich endlich, nachdem ich etwas Muth gefaßt hatte; doch blickte ich Marei noch fragend und schüchtern an.

„Nu, geh nur; und ich werde Dir nachsehen Ich werde Dich schon nicht vom Wolf nehmen lassen!" fügte er mit dem selben mütterlichen Lächeln hinzu. „Nu, Christus ist mit Dir, nu, geh nur"; und bekreuzte mich mit seinen erdigen Fingern und bekreuzte sich dann selbst.

Ich ging. Doch wenn ich zehn Schritte gemacht hatte, blickte ich mich nach ihm um. Marei stand mit dem Pferdchen, während ich die Schlucht hinunter und wieder hinaufging, am Pflug und sah mir nach; und so oft ich mich umkehrte, nickte er mir mit dem Kopf zu. Ich schämte mich, offen gestanden, nicht wenig vor ihm: weil ich solche Angst gehabt hatte. Trotzdem fürchtete ich mich immer noch vor dem Wolf, bis ich glücklich auf der anderen Seite der Schlucht an der Getreidedarre ankam: hier verließ mich die Angst; und plötzlich kam auch noch, ich weiß nicht, woher, unser Hofhund Wolkschok mir entgegen gelaufen. In dessen

Begleitung fühlte ich mich nun erst recht sicher; und so wandte ich mich denn zum letzten Mal nach Marei um. Sein Gesicht konnte ich nicht mehr unterscheiden; aber ich fühlte, daß er mir noch eben so freundlich zulächelte und mit dem Kopf dazu nickte. Ich winkte ihm noch einmal mit der Hand und er winkte mir wieder. Dann wandte er sich zum Pflug und trieb das Pferd an. „Nu, nu!" Noch von fern her hörte ich seinen Zuruf; und das Pferd zog wieder den Pflug.

— —

Ich weiß nicht, warum mir das Alles mit einem Mal einfiel und warum noch dazu alle Einzelheiten so deutlich vor mir standen. Ich wachte plötzlich auf, setzte mich auf die Pritsche; und ich weiß: auf meinem Gesicht fühlte ich noch das Lächeln der Erinnerung. Eine Weile dachte ich weiter nach und suchte mich des Folgenden zu erinnern.

Als ich damals von Marei nach Hause gekommen war, hatte ich keinem Menschen von meinem „Erlebniß" erzählt. Was war denn da auch zu erzählen? Den Marei vergaß ich gar bald. Wenn ich ihn später traf, sprach ich niemals mit ihm, nicht nur nicht über den Wolf, sondern überhaupt nicht. Und nun, plötzlich, nach zwanzig Jahren, in Sibirien, steht diese Begegnung so deutlich, bis in die kleinsten Einzelheiten, vor mir. Also muß sie doch, mir unbewußt, in meiner Seele geblieben sein, ganz von selbst und vielleicht sogar gegen meinen Willen; und sie tauchte erst wieder auf, als die Zeit gekommen war. Mir fiel dieses zärtliche, mütterliche Lächeln des armen Leibeigenen ein, seine Bekreuzung und sein Kopfschütteln: „Th — th, Du hast Dich aber verschreckt, Kleinerchen!" Und besonders der dicke, von der Erde beschmutzte Finger mit dem schwarzen Nagel, mit dem er vorsichtig, in so schüchterner Zärtlichkeit, meine zuckenden Lippen berührte. Natürlich: Jeder hätte ein erschrecktes Kind beruhigt; doch hier, bei dieser einsamen Begegnung, geschah etwas ganz Anderes. Und wenn ich sein eigener Sohn gewesen wäre, hätte Marei mich nicht mit einer tieferen, helleren Liebe anzublicken vermocht. Wer aber zwang ihn dazu? Er war unser Leibeigener und ich immerhin sein Herrnsohn. Niemand hätte jemals erfahren, daß er mich gestreichelt habe, Niemand ihn dafür belohnt. Liebte er vielleicht so sehr kleine Kinder? Solche Leute giebts. Die Begegnung war auf einsamem Feld und nur Gott vielleicht wußte, mit welchem tiefen, heiligen menschlichen Gefühl, mit welcher weichen, fast weiblichen Zärtlichkeit die Seele eines rohen, thierisch unwissenden russischen Mushiks angefüllt sein kann. War es nicht Dieses, was Konstantin Aksakow meinte, als er von der tiefen inneren Bildung des russischen Volkes sprach?

Ich weiß noch: als ich von der Pritsche aufstand und mich umblickte, fühlte ich mit einem Mal, daß ich diese Unglücklichen mit ganz anderem Auge betrachten konnte und daß plötzlich, wie durch ein Wunder, aller Haß und alle Wuth aus meinem Herzen verschwunden waren. Ich ging wieder hinaus und schaute aufmerksam in die Gesichter der Gefangenen, die mir begegneten. Dieser glattrasirte ehrlose Mushik mit dem gebrandmarkten Verbrechergesicht, der mit heiserer Stimme sein rohes Lied gröhlt, ist vielleicht auch so Einer wie der Marei, der mich als Kind streichelte: ich kann ja nicht in sein Herz sehen.

Am selben Abend traf ich noch einmal den Polen M . . . ţki. Der Arme Der konnte keine Erinnerungen an irgend einen Marei haben und über all diese Menschen nichts Anderes denken als: „Je hais ces brigands!" Wahrhaftig: diese Polen haben damals doch mehr als Unsereiner gelitten!

Fedor Michailowitsch Dostojewskij.

❧

Frühlings Erwachen.

Durch Reinhardts Aufführung von Wedekinds „Frühlings Erwachen“ ist ein Werk zum verdienten Erfolg gelangt, das seinem Stoff wie seiner Technik nach bisher von jeder Bühnenmöglichkeit ausgeschlossen schien. Manche haben vielleicht gemeint: „zum Glück ausgeschlossen“, wie es Andere geben mag, die dies Urtheil bekräftigen, indem sie sich die Sache des sensationellen Kitzels halber ansehen, oder wiederum Solche, denen sie, in ergötzlichem Gegensatz dazu, eine Art von Bußstück geworden ist, auf das hin Mütter an ihre Brust schlagen und Väter das Gruseln lernen. Anfangs pflegt es stets so herzugehen, wo Auffallendes, Neues, insbesondere aus dem Gebiete des Erotischen, die Aufmerksamkeit erregt. Und hier handelt es sich noch nicht einmal um Erotik im engeren Sinn, nicht um das individualisirte Verlangen nach Liebe, wobei, und äußere es sich in den simpelsten Menschen, auch schon die Poesie selbst in höchsteigener Person ihren Einzug hält: es handelt sich einfach um den erwachenden Trieb der Geschlechter zu einander, um Etwas, dem gegenüber die Leute fast nur den unsicher hinweggewendeten Blick oder den schamlosen oder den verurtheilenden kennen. Auch ist es zweifellos, daß glücklicher geartete Temperamente (und keineswegs sind sie selten) als die hier dargestellten in dies ganze Chaos gar nicht erst hineingerathen müssen, daß die unterirdischen Gährungen des Vorfrühlings sie im Schlummer ihrer Kindheit belassen und erst Das sie daraus weckt, was schon in Knospen steht und die Welt zur Schönheit verwandelt. Doch ist eine dichterische Kraft, die dem Thema gewachsen ist, berechtigt, es auch von der anderen Seite vor uns hinzustellen, in den Gestalten der Ringenden und Aufgeschreckten statt der Ruhenden und Träumenden; vollberechtigt auch in jenen Szenen, die aus Censurgründen für die Bühnenaufführung nicht in Betracht kamen. Vielleicht erzielte ihr Fortfall eine größere Straffheit im losen Zusammenhang der Bilderreihe; doch nichts wäre verkehrter als der Wunsch, sie aus dem Thema selbst hinauszuweisen. Liegt doch, wohin die suchenden Triebe auch abschweifen mögen, das Tragische gerade darin, daß die zu solcher Verwirrung Erwachenden bei Alledem im Herzen noch Kind sind. Ja, ich muß bekennen: die Nacktheit, womit in diesem Drama das rein Physiologische eingestanden wird, sollte zarte Gemüther weniger verletzen als die Naturalismus markirende Eile, womit in manchen modernen Dichtungen die Erotik auf das selbe Ziel drängt. Denn mit der Liebe entsteht die Keuschheit, Scham ist ihr natürlich, alle erste Liebe ist mit ihrer beseelten Phantasie die göttliche Ablenkerin von Dem, was halbe Kinder verfrüht verwirren kann; und eine Wendla Bergmann ein Wenig später, im Bann eines geliebten Mannes, für den sie auch die Mutter hingäbe, klettert ihm nicht mehr auf Heuböden nach.

Ich bedaure besonders die Streichung der Szene, wo Wendla bei der Waldbegegnung und nach dem Gespräch über ihre glückliche Kindheit, der Strafen und Schläge fernblieben, von Melchior wirklich geschlagen wird. Das erst erklärt seine darauf hervorbrechende Weichheit ganz, während sie jetzt weichlich wirkt. Vor Allem aber deutet es in Wendla ein Erwachen an: Etwas von Glück und Furcht, wie es in der Verwöhnung des Elternhauses fehlte, eine Ahnung ihres Weibschicksals, das sie an Den binden wird, der sie (in der groben Sprache der Flegeljahre) zum ersten Mal in ihrem Leben den Stärkeren gelehrt hat. Statt dieses Traumartigen mitten im Kindhaften erhält Wendla jetzt einen fast bewußt koketten Zug, wenn sie dem bittenden Melchior ein Wiedersehen zuspricht, falls sie ihm nachlaufen werde (was sie sehr bald thut). Wer die kleine Wendla der Kamilla Eibenschütz gesehen hat (nicht nur kindlich in ihrem Gebahren, sondern in der Herzensfeinheit, der unendlichen Reinheit, die weder das Prüde noch das Lüsterne begreift), wünscht unwillkürlich, sie hätte auch Dies geben dürfen: diese aufdämmernde Grenze zwischen halbem Spiel und ganzem Ernst, jenseits von der eine Wendla-That schon nicht mehr des Zufalls That ist und eine andere Schuldlosigkeit in sich tragen muß als die Kinder-Unschuld, die hinterher das Wort sprechen kann: „Ich habe keinen Menschen auf dieser Welt geliebt als nur Dich, Mutter."

Auch Herr Moissi stellt den Moritz mit einer so starken Poesie dar, daß die Uebrigen, selbst wo sie erschütternd wahr spielen, dagegen nicht aufkommen. Doch erscheint es als nicht unrichtig, wenn dadurch (wie das Mädchen an einer That zu Grunde ging) der Knabe hier besonders hervortritt, den das ganz passive Erleiden der Außenwelt bricht: der überschraubte Zwang der Schule und der Einordnung in all Das, wodurch auch der Mann später (auf fast jedem Gebiet außer dem sexuellen), trotz allem dagegen sprechenden Schein, der hundertfach Gebundenere bleibt. Denn wenn er sich auch nicht gleich endgiltig den Kopf herunternimmt wie der arme Moritz, so hängt seine öffentliche Geltung gewöhnlich doch nicht zum Wenigsten davon ab, nicht zu sichtbar vor den Anderen den eigenen Kopf aufzusetzen. So sehen wir auch, viel enger als die Mädchen, die Buben umdrängt von der unbarmherzigen Mauer der Erwachsenen, und wo wir in Wendlas Mutter mindestens doch die jammervolle Thorheit einer feigen Liebe erkennen, da wachsen sich ganz von selbst, um die ergreifende Gestalt des Moritz, als ertrügen wir die sonst gar nicht, die Typen der „Jugendleiter" zu förmlichen, vom Hohn und Rachsucht gekennzeichneten Fratzen des Menschlichen aus. Viele nehmen Aergerniß an der scheinbaren Stillosigkeit, die solche Simplizissimus-Physiognomien hart an die Tragik der rührendsten Szenen heranbringt: doch eben da sind sie am Platz. Vom Dichter leicht und ohne Anspruch hingekleckt, haben sie Etwas an sich von unartigen Karikaturen aus alten Schulheften; man könnte sagen: Die Jungen selber thaten Das.

Und gerade Dies wirkt an ihnen so befreiend, so (nicht in einem possenhaften, sondern im tiefsten Sinn) erheiternd, daß sie um uns stehen wie Buben-Uebermuth; kein lebenswahres Bild von Erwachsenen, doch dafür des Lebensmuthes der Unerwachsenen, die sich, trotz Allem, was einem Melchior, einem Moritz geschah, mit ihrer Fröhlichkeit wehren bis zuletzt; und den Dichter selber verdrängen, der ihre Tragoedie schreiben will.

Etwas Aehnliches läßt sich sagen für den grotesken Charakter des letzten, des Friedhofbildes, daß es nämlich nicht so befremdend aus dem Rahmen des Ganzen fällt, wie es zunächst den Anschein hat. Noch phantastischer dürfte es sein oder behandelt werden; wie herausgesprungen sollte es sein aus all Dem, was in den Träumen solcher jungen Menschenhirne umgeht, wo das Spukhafteste noch Raum findet neben dem Nüchternsten, das Lustigste neben dem Schaurigen, wo viel mehr, viel Ahnungvolleres sich drängt, als unsere Schulweisheit noch zu träumen weiß. Steigt Das gleich einer Welt um uns herauf, ein zwiespältiges Etwas zwischen Halbtraum und Wachen wie in diesen Erwachenden selbst, dann dürfen die Geschehnisse darin, vom rumpflosen redenden Totenkopf bis zur positivsten Abendbroteinladung des „vermummten Herrn", bizarr genug durcheinanderspielen. Und bilden eben damit den stilechtesten Abschluß einer tragischen Begebenheit, an deren Ende — sozusagen — der große Wedekind den kleinen Wedekind ins Leben abholt.

Es klingt paradox, wenn ich sage, daß der Dichter Wedekind unter den Halbwüchsigen eine bessere Figur macht als unter den Ueberreifen; aber bei ihnen giebt das noch ganz einträchtige Zusammengehen von Ulk und Gemüthsantheil, Flegelei und Tapferkeit ihm weiteren Künstlerspielraum als die späteren, schon fester gefügten Welten, wo er zur Wirkung kommt, indem er die Dinge auf den Kopf stellt. Gerade wie die Kürze, der rasche Wechsel eindringlicher Bühnenbilder in der Kindertragoedie ihm künstlerischer entspricht als in seinen Dramen ganze Aufzüge, die die vielen auf den Kopf gestellten Dinge neben einander beherbergen müssen (wenn sie auch dadurch witzig werden). Denn zu leicht geschieht es dem Zuschauer, nur die amusante Unordnung dabei wahrzunehmen und nicht den Umstand, daß hier ein Blick geworfen wird auf Dinge, wie sie in der Tiefe sind, vor aller Ordnung. Eben dies „vor aller Ordnung" ist aber der Zauber am Thema vom Frühlingserwachen: daß wir, selbst in Bildern des alltäglichsten Lebens, noch am Rande solcher Tiefe stehen, wo so Vieles noch ungeschieden liegt, mit allen seinen Möglichkeiten, seinen Ansätzen zu Thier und Engel und Unhold und Geist, das ganze Menschheitbild im Keim und deshalb in jedem Einzelnen Unschuld und Schicksal. Die besondere Poesie der Erotik wird hier ersetzt durch dies dunkel Elementarische, Allumfassende, daraus ihre ersten Wünsche mit einem verlorenen Stammeln sich heben, im Trivialsten noch ein Mächtiges mitklingen lassend weit über sie hinaus; und selbst im Derbsten, Gassenhauermäßigsten noch ein Volksliedhaftes.

Für Den, der es so auffaßt, empfängt es Etwas zurück von dem Schauer des Religiösen, der vergangene Welten vor dem Urältesten anbetend sich neigen ließ ohne Einbuße ihrer Würde. Von den letzten Geheimnissen, vor denen wir, Erwachsene, Allzuerwachsene, selbst wieder dastehen in unserer Unfertigkeit, Halbwüchsigkeit, als Werdende, Fragende, Kinder, und es vergessen, daß wir oft so thun, als hätten wir all Das längst bewältigt, gebucht und untergebracht in den Vernünftigkeiten und Beschränkungen unseres Lebens, mit den weisen Mienen eines Sanftleben oder Jungenschlag. Bis von Neuem alle Unbegreiflichkeit des Daseins uns überkommt, alle Noth, womit die Kreatur in ihr ringt, und die ganze Gewalt auch, mit der sie es trotzdem jedem neuen Frühlingssturm von Neuem entgegenruft: „Es ist eine Lust, zu leben!"

Göttingen. Lou Andreas-Salomé.



Von gekrönten Häuptern.

Wir leben in einer merkwürdigen Literaturepoche. Die Kritik dient nicht mehr: sie herrscht. Sie schafft nicht mehr nach: sie schafft selbst. Zu dieser seltsamen Umwerthung gehört das fieberhafte Bestreben der jüngeren Kritik, unaufhörlich neue Dichter zu finden, unter denen sich, wenigstens ihrer Versicherung nach, unbedingt der neue Messias befinden müsse. Dieses Bestreben ist so unlöblich nicht, denn es sucht zu pflanzen und nicht auszujäten; nur hat der Erfolg das Beginnen bis jetzt noch nicht gekrönt. Ich möchte nicht in die selbe Methode verfallen und ausrufen: „Hier ist der Dichter!" Doch glaube ich, einen Neuen gefunden zu haben, der in einem einfachen Novellenband, betitelt „Von gekrönten Häuptern", eine unsichtbare Bühne errichtet hat, auf der es von phantastischen, heroenhaften und lächerlichen Gestalten und von bunten, märchenhaften und unerhörten Dekorationen nur so glitzert. Mein neuer Mann heißt: Richard Otto Frankfurter; ein Name, der vorläufig noch sehr prosaisch, ja, geschäftmäßig klingt, der nach meiner Meinung aber zweifellos einstmals eine stark poetische Färbung tragen wird. Ich sage: „nach meiner Meinung". Die Erfüllung müssen wir bescheiden der Zeit überlassen. Das Novellenbändchen aber dürfte wohl den meisten Lesern als ein prunkvolles Schatzkästlein erscheinen. Denn auf seinen seidenen Kissen liegen die Kronen und Krönchen, die die Herrscher dieser Erde tragen, und eine manchmal grandiose Phantasie zeigt uns, wie gerade die stolzesten dieser Diademe aus falschen Steinen zusammengesetzt sind oder bereits in Trödelläden gelagert haben, von wo ihnen ein blinder und lächerlicher Glanz haften blieb. Im Gegensatz dazu liegt dicht daneben ein Dienertressenhut; und wir hören mit Erstaunen, daß diese Mütze eine leuchtende Krone sei und der sie tragende Lakai ein Herrscher von Gottes Gnaden.

Das Alles ist nicht in den herkömmlichen Formen gehalten, sondern es taucht empor aus einer so wilden, farbenreichen, schwelgenden Phantasie, daß ein Boccaccio

an diesen Erfindungen seine Freude haben könnte. Den Hauptwerth des Buches aber bildet eine bewundernswerthe Plastik der Schilderung. Schon bie erste Novelle, „Die selige Insel", baut uns nicht nur erdichtete Städte und Paläste, Gärten, Wege, Götterhaine und Marktplätze auf, sondern schildert uns sogar die vollkommene Verfassung und den uns durchaus einleuchtenden Götterkult eines erfundenen Volkes. All Das mit einer Selbstverständlichkeit, mit einer so gluthvoll gesehenen Farbe, als wenn ein Forschungreisender von heute exotische Gebiete unserer Erde in seiner Beschreibung vor uns aufschlösse.

Auch eine herzerfreuende Frische in der Beseelung des Körperlichen springt uns aus jedem Wort entgegen Wie da eine Königstochter, die zum Geschlechte der Sonne gehört, im verschwiegenen Götterhain vor versammeltem und athemlos lauschenden Volke die Echtheit ihrer Geburt, die angefochten wird, durch eine vollkommene Entschleierung beweisen muß und wie sie dann, mit tausend Schamhaftigkeiten kämpfend, in reiner Nacktheit vor ungezählten Männern steht, die damit zum ersten und letzten Mal ihren Herrscher als ein armes, nacktes, zitterndes Menschenkind in seiner Noth vor sich sehen sollen: Das ist mit einem Meißel gebildet, der weiße Götterfiguren aus der Zeit des Praxiteles zu formen vermöchte.

Besonders aber will ich die Renaissanceskizze „Der Sieger" hervorheben. Hier ist die Bühne, mit ihrem ganzen Apparat, aufgeschlagen, von der ich im Anfang sprach. Ein leichtlebiger, von Sinnenlust umhergeworfener junger Herzog der Renaissancezeit wird durch eine Revolution, an deren Spitze sein eigener Lakai steht, gestürzt und vermag sich dem drohenden Tod nur durch ein Ehrenwort zu entziehen, das er bei seiner Verhaftung dem inzwischen zum Diktator ausgerufenen Bedienten giebt und wodurch er bekräftigt, daß er nicht an Flucht denke, sondern in der Gefangenschaft ausharren wolle. Noch in der selben Stunde jedoch verschwindet der galante Herr. Eine seiner Schönen, die (Das ist der Humor der Sache) die Schwester des Bedienten ist, hat ihn über den See gerettet. Bald aber erobert der junge Fürst mit der Hilfe fremder Nachbarn, die das Legitimitätprinzip in eigenem Interesse aufrecht zu erhalten wünschen, sein Duodezländchen wieder. Und nun ist mit eindringlicher Psychologie geschildert, wie den Herzog das gebrochene Ehrenwort, von dem nur der arme, bereits von ihm zum Tod verurtheilte Lakai-Diktator weiß, wie den innerlich hohlen Genießer das Bewußtsein seiner eigenen Niedrigkeit nicht mehr schlafen läßt und ihn durch eine Perversion des Gefühles schließlich zwingt, den gerade zum Tode Schreitenden noch mit beiden Fäusten ins Gesicht zu hauen. Und wie ein grandioser Aktschluß wirkt es dann, wenn dieser Lakai, der auf seiner Diktatorhöhe die Dienertressen nicht abstreifen konnte, jetzt plötzlich, in dem Bewußtsein, ein reiner und ehrlicher Mensch geblieben zu sein, der das Gute gewollt und nur nicht gekonnt hatte, dem Herzog mit weit über das Volk hinschallender Stimme zuruft: „Herzog, Du hast Dein Wort gebrochen! Du bist ehrlos!" Und mit stolz erhobenem Haupt, die Arme und Hände in freiem Glücksgefühl vom Körper weit gebreitet, schreitet der Sieger dem Tod entgegen.

In diesem Buch lebt ein Stück von der Sehnsucht unserer Zeit. Neue, phantastische Formen, die dennoch den Gedankeninhalt unseres Jahrhunderts widerspiegeln.

Georg Engel.



Immobilienverkehrsbank.

Die von der Pommerschen Hypothekenbank gegründete Immobilienverkehrsbank war seit der Pommernkatastrophe als Schwindelgründung bezeichnet worden. Die Aktien, hieß es, sind völlig werthlos. Das hörten wir zuerst im Sommer des Jahres 1901, als die Direktoren Schultz und Romeick ihren Kollegen von der Preußischen Hypothekenbank und der Deutschen Grundschuldbank in die Untersuchunghaft gefolgt waren. Long, long ago. Jetzt soll die Immobilienverkehrsbank eine selbständige Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 3,30 Millionen Mark werden. Ein Rundschreiben meldete, der Aufsichtrath der Berliner Hypothekenbank (früher Pommersche) habe dem Antrag zugestimmt, die Offerte der Darmstädter Bank und des Bankhauses Joseph Stern anzunehmen, die gemeinsam die Aktien der Immobilienverkehrsbank erwerben wollen. Das 500 000 Mark betragende Aktienkapital der Immobilienverkehrsbank soll von dem Uebernahmekonsortium auf 3,30 Millionen erhöht werden; und den Aktionären der Berliner Hypothekenbank soll das Bezugsrecht zum Originalpreis zustehen. Aus dem Geschäft würden die Reserven der Berliner Hypothekenbank etwa 3 Millionen gewinnen; auch an dem Ertrag der Liquidation bleibt die Hypothekenbank noch mit 25 Prozent betheiligt. Als weitere Folge des Geschäftes sei eine erhebliche Erhöhung der Zinsenerträgnisse bei der Berliner Hypothekenbank vom Jahr 1907 ab zu erwarten; unter normalen Wirthschaftverhältnissen werde also auch die Dividende größer werden. Die Berliner Hypothekenbank hatte für 1905 eine Dividende von 4½ Prozent gegeben; diesmal wurde auf 5½ Prozent gehofft. Das mit der Immobilienverkehrsbank geplante Geschäft bringt dem aus den Trümmern der Pommernbank errichteten Institut also Chancen, von denen sich die schneidigen Sanirer nichts träumen ließen oder träumen lassen wollten. Herr Dernburg, der jetzt so berühmte Kolonialdirektor, hat sich mit der energisch durchgeführten Sanirung der Pommernbank und der beiden Spielhagenbanken die goldenen Sporen verdient und wurde laut als Retter des Vaterlandes gepriesen. Jetzt haben wir den Katzenjammer und der rücksichtlose Draufgänger wird eben so laut getadelt. Wars wirklich nöthig, die Pommernbank in Grund und Boden zu saniren, wenn aus der (angeblich werthlosen) Immobilienbank Millionengewinne zu holen waren? Der im Juni 1901 im Reichsanzeiger veröffentlichte Bericht über die amtliche Untersuchung des Hypothekenbestandes der Pommernbank sagte, die Sicherheit der Pfandbriefe sei nicht gefährdet. Unter Führung der Deutschen und der Darmstädter Bank wurde das Hypothekenmaterial dann noch einmal geprüft; das Ergebniß war wesentlich ungünstiger: der im September 1901 veröffentlichte Bericht des Ausschusses der beiden Banken konstatirte einen Verlust von 20½ Millionen. Dabei, mußte man glauben, war nichts irgendwie Bedenkliches übersehen. An dem Verlust des Aktienkapitals und der Reserven war nun nicht mehr zu zweifeln; den hatte auch die Aufsichtbehörde festgestellt und gemeint, im ungünstigsten Fall müßten die Pfandbriefbesitzer auf die Zinsen eines Jahres verzichten. Doch die Darmstädter Bank war damit nicht zufrieden; sie hatte sich die Majorität der Pfandbriefe verschafft und setzte eine Abschreibung von 29½ Millionen durch. Das waren noch 9 Millionen mehr, als die ungünstigste Schätzung der Revisoren ausreichend gefunden hatte. Außerdem mußten die Pfandbriefbesitzer auf 20 Prozent ihres Kapitals verzichten. 10 Prozent wurden in Aktien Litera B umgewandelt, deren Kurs jetzt 185 ist; 5 Prozent

sind in Reserve gestellt worden und können heute, wenn die Transaktion mit der Immobilienverkehrsbank von den Aktionären genehmigt wird, ausgezahlt werden; 5 Prozent wurden zur Deckung der Ausfälle verwendet, sind also verloren. Von den Pfandbriefbesitzern aus der Sanirungzeit haben die meisten wohl ihren Besitz aufgegeben; nach dem Bericht der Bankenkommission war ja keine Hoffnung auf den Ersatz des Verlustes. Wer aber wirklich für seine Pfandbriefe die Aktien Litera B genommen hat, ist wohl im Lauf der Jahre dieses Besitzes müde geworden. Jetzt staunt Alles über den Gewinn, den die so lange übel beleumdete Immobilienverkehrsbank bringt. Alles? Die Herren von der Darmstädter Bank vielleicht nicht. Den „geschädigten Pfandbriefbesitzern", für die damals so eifrig gesorgt werden sollte, hat der große Aufwand nicht viel Vortheil gebracht. Daß die Sanirung der Pommernbank aber ein gutes Geschäft war, kann heute Niemand ernsthaft leugnen.

Wer, fragt man nun wohl, konnte die Werthsteigerung der der Immobilienbank gehörigen Grundstücke voraussehen? Das ließe sich hören, wenn die Terrains bei Oranienburg oder Luckenwalde gelegen hätten; aber Grundbesitz in Pankow und Rixdorf, also fast im Weichbild Berlins, hatte doch am Ende schon 1901 bessere Aussichten, als der Revisorenbericht zugeben wollte. Das größte von der Pommernbank beliehene Objekt war Wollanks Terrain in Pankow. Diesen Besitz hatte die Immobilienverkehrsbank 1898 für 2,80 Millionen Mark erworben und zwei Jahre darauf von Sachverständigen, zum Zweck der Beleihung, auf 21 Millionen Mark schätzen lassen Diese Taxe ergab für die Quadratruthe einen Werth von 690 Mark, der etwa um das Dreifache über den damaligen Durchschnittspreis hinausging; später ist an einzelnen Stellen des ausgedehnten Terrains für die Quadratruthe bis zu 1200 Mark gezahlt worden. Die Sachverständigen der Reorganisatoren berechneten den Werth des für 2,80 Millionen erworbenen Terrains im Jahr 1901 auf rund 5 Millionen; die Sachverständigen des Gerichtes legten im Jahr 1903 noch eine Million zu und schätzten auf 6 Millionen. Im Jahr 1905 wurde das Terrain für $5^1/_2$ Millionen an die Neue Boden-Aktiengesellschaft, eine Gründung der Darmstädter Bank, verkauft, die es in die neu errichtete Boden-Aktiengesellschaft am Amtsgericht Pankow einbrachte. Die Gründer übernahmen die Aktien mit 102 Prozent und boten sie den Aktionären der Berliner Hypothekenbank mit $105^1/_2$ Prozent zum Bezug an. Den geschädigten Obligationären der Pommernbank, die Aktien der Litera B der Berliner Hypothekenbank besaßen, war hier also eine Chance geboten: die Aktien der Bodengesellschaft Pankow wurden ja zu 125 an die Berliner Börse gebracht. Heute stehen sie zwischen 128 und 130. Das eine Terrain der Immobilienverkehrsbank (deren Besitz damit ja noch nicht erschöpft war) hat also den Leitern der Sanirung ganz hübsche Zwischengewinne eingetragen. An solche Möglichkeit hatte vorher natürlich kein harmloses Gemüth je gedacht.

Als die Sanirung des Pommernconcerns begann, stand der Grundbesitz der Immobilienverkehrsbank mit 51 Millionen zu Buch und wurde auf 36 Millionen taxirt. Das war eine (durch die damalige Stimmung erklärliche) rigorose Schätzung; und auch sie ging über die in der ersten Erregung nach dem Zusammenbruch abgegebenen Taxen noch wesentlich hinaus. Jedes folgende Jahr hat der Bank dann Verkäufe zu guten Preisen gebracht. Ultimo Dezember 1905 betrug der Grundbesitzwerth nur noch 16,72 Millionen; im Jahr 1906 sind, wie die jetzt vorliegende Offerte erkennen läßt, wieder Grundstücke mit Nutzen verkauft worden. Und man hofft auf die Fortdauer der Konjunkturgunst; sonst hätte die Berliner Hypotheken-

bank sich nicht eine Betheiligung von 25 Prozent an den kommenden Gewinnen der Immobilienverkehrsbank gesichert. Die einst so verrufene Bank hat also in fünf Jahren nicht nur die sehr hohen Zinsen und Vorschüsse an die Berliner Hypothekenbank aus eigenen Mitteln zurückgezahlt, sondern schon Ende 1905 einen Reingewinn (115 000 Mark) ausgewiesen, der sich im vorigen Jahr auf rund 1,50 Millionen erhöht hat. Ein „Schwindelunternehmen" darf man sie nun nicht mehr nennen. Nehmen die Aktionäre der Berliner Hypothekenbank jetzt die Offerte an (was kaum zweifelhaft ist), so sichern sie ihrem Institut einen Gewinn von 3¼ Millionen Mark. Die Aktien der Verkehrsbank, die in der Bilanz der Hypothekenbank mit 1 Prozent zu Buch stehen, werden ihr zu 280 abgenommen und für das Aktienkapital bekommt die Hypothekenbank rund 270 Prozent. Das macht auf ein Brett 550 Prozent. Aus der neu festgesetzten Barverzinsung der Terrainhypotheken (die Zinsen wurden der Verkehrsbank bisher nur belastet) werden der Hypothekenbank jährlich 400 000 Mark zufließen, so daß sich deren jährliche Zinseneinnahme um diese Summe erhöht. Die neuen Aktien sollen den Aktionären der Berliner Hypothekenbank zu 132 angeboten werden; die beiden betheiligten Bankfirmen haben sich eine Provision von 5 Prozent ausbedungen. Diese 140 000 Mark konnten das Konsortium schon reizen. Da die alten Verkehrsbankaktien der Berliner Hypothekenbank zu einem Betrag abgenommen werden, der einem Kurs von 280 entspricht, ist das den neuen Aktien gewährte Bezugsrecht ziemlich werthvoll. Ob die Darmstädter Bank noch größere Posten der zum Bezug der neuen Papiere berechtigenden Aktien Litera B besitzt, weiß ich nicht; vermuthe aber, daß sie auch dabei noch ein gutes Geschäft machen wird.

Die wundersame Geschichte stellt uns wieder vor die Frage, ob es nicht endlich Zeit wird, das Taxwesen zu reformiren. Der Terrainbesitz der Verkehrsbank ist bald zu hoch, bald zu niedrig geschätzt worden. Bewerthung und Verkaufsertrag waren sehr verschieden. Wenn wir Taxämter hätten, wärs immerhin besser. Als vor vier Jahren im preußischen Landwirthschaftministerium über das Hypothekenwesen verhandelt wurde, fand man die Frage der Grundstückstaxen noch nicht spruchreif; man hielt die Fälle der Spielhagenbanken und der Pommern für Ausnahmen und das Taxgeschäft für leidlich geordnet. Jetzt ruhen unsere Pfandbriefinstitute ja auf fester Grundlage; unrichtige Schätzungen sind trotzdem nicht ausgeschlossen (ich erinnere an die bekannten, auf zu günstige Taxen zurückzuführenden Ueberbeleihungen mitteldeutscher Hypothekenbanken in Hamburg) und wirken, wenn sie ans Licht kommen, stets ungünstig auf die Pfandbriefe der betroffenen Institute zurück. Das Kaiserliche Aufsichtamt für Privatversicherung, dem die Kontrole über ein in die Milliarden gehendes Hypothekenmaterial obliegt, hat festgestellt, daß die amtlichen Taxen meist mit den erzielten Kaufpreisen übereinstimmten, die privaten meist wesentlich höher waren als der schließlich erzielte Preis. Diese Feststellung bezog sich auf 1600 Verkäufe; von Ausnahmefällen kann da nicht die Rede sein. Im Pommernbankprozeß sagte einer der vom Gericht vernommenen Sachverständigen: „Jeder Hypothekenbankdirektor findet die Taxatoren, die er verdient"; die Reform des Taxwesens schien ihm nicht so wichtig wie die sorgsame und objektive Auswahl der Taxatoren. Die Leiter der Hypothekenbanken nehmen bei der Wahl der Taxatoren eine schwere Verantwortlichkeit auf sich. Taxämter würden sie entlasten, ihnen aber noch immer genug Arbeit und Verantwortung lassen. Auch die Hypothekenbankdirektoren sollten sich also nicht gegen eine Reform sträuben, deren Nothwendigkeit die Geschichte der Immobilienverkehrsbank mit ihren seltsamen Wandlungen wieder bewiesen hat. Ladon.

❦

Theater.

Wenn ich den Blick zu den spärlichen Schauspielfreuden des Herbstes zurücksende, sucht er und findet zuerst die Stunden, die ihm (im Deutschen Theater) das „Wintermärchen" zeigten. Schwachen Shakespeare; doch Shakespeare. Der, was auch der slavische Nazarener Tolstoi und der keltische Mikromane Shaw eifernd dagegen sagen, eine Welt ist und eine Heimath bleibt. Alfred Freiherr von Berger, der stärkste Kopf, der seit Dingelstedts Tagen die deutsche Bühne betreut, hat in einem liebenswürdigem Büchlein zu schildern versucht, „wie das Wintermärchen entstand"; hat die Genesis des Werkes aus persönlichstem Erleben des Dichters erklärt. Da wir von diesem Erleben nicht viel Zuverlässiges wissen, bleibt auch der Erklärungversuch ein von zärtlichem Einfühlungvermögen ersonnenes Märchen. Mir schien The Winter's Tale immer ein von äußerem Bedürfniß entbundenes Werk. „Shakespeare und Molière", sagt Goethe, „wollten auch vor allen Dingen mit ihren Theatern Geld verdienen. Damit sie aber diesen ihren Hauptzweck erreichten, mußten sie dahin trachten, daß fortwährend Alles im besten Stande und neben dem alten Guten immer von Zeit zu Zeit etwas tüchtiges Neues da sei, das reize und anlocke. Nichts ist für das Wohl eines Theaters gefährlicher, als wenn die Direktion so gestellt ist, daß eine größere oder geringere Einnahme der Kasse sie persönlich nicht weiter berührt und sie in der sorglosen Gewißheit hinleben kann, daß Dasjenige, was im Lauf des Jahres an der Einnahme der Theaterkasse gefehlt hat, am Ende aus irgendeiner anderen Quelle ersetzt wird. Es liegt einmal in der menschlichen Natur, daß sie leicht erschlafft, wenn persönliche Vortheile oder Nachtheile sie nicht nöthigen." Ists gar so unwahrscheinlich, daß dem Globe-Theater im Jahr 1610 ein rechtes Zugstück fehlte und der Direktor mit rascher Hand aus altem Stoff eins zusammenfügte? Aus altem Stoff. Die Fabel fand er in einer beliebten, seit zwanzig Jahren oft aufgelegten Erzählung Roberts Greene, auf deren Titelblatt stand: „Pandosto oder Der Triumph der Zeit, worin durch eine anmuthige Geschichte dargethan wird, daß die Wahrheit wohl durch Schicksalstücke verborgen sein kann, im Lauf der Zeit aber, trotz so widrigem Schicksal, ans Licht kommen muß." Eifersucht (Othello, Postumus); ein Hof als Stätte blinden Lasters und unedlen Wandels (Lear, Cymbeline); eine aus der Gunst verstoßene Königin (die arme Käthe Heinrichs des Achten), ein reines, im Born der Natur getränktes und sein Leben lang drum natürlich empfindendes Mädchen (Imogen); ein Hirtenidyll (Wie es Euch gefällt): Stimmungen und Af-

fekte, Gestalten und Motive aus Jahren rüstigeren und froheren Schaffens ließen sich hier bequem noch einmal benutzen. An bunten, spannenden Vorgängen war kein Mangel; der Kulturekel des freudlos Alternden, der so lange höfischer Laune gedient und mit Pöbelanspruch gerechnet hatte, brauchte sich nicht zu hehlen; und unter den wechselnden Dissonanzen und Konsonanzen konnte, mußte sogar ein Baßton hörbar bleiben, der das wehmuthvoll süße, den Greisen so leidig liebe Lied von der Allgewalt der Zeit singt. Auge und Ohr merken bald, daß ihnen aus alter Schatzkammer, die ihnen vorher schon zugänglich war, gespendet wird, und manches Bild dünkt sie, manche Weise bekannt. Ganz neu nur der Orgelpunkt. Aus diesem Munde, der so oft heftigster Leidenschaft eine Stimme lieh und dessen Athem wie Sturm den Sinn des Hörers umwirbelte, nun die Altersweisheit majestätisch entsagenden Menschenverstandes: Stöhnt nicht noch wüthet, zerreibt die karg Euch zugemessene Kraft nicht an der harten Kante des Wollens; denn jedes Leid erlebt seinen letzten Tag und alle Wunden heilt einst die Zeit. Klingt deshalb just dieses Lied uns so traurig? Wenn der Brite Gräuel entschleiert, auf seinem Brettergerüst die Leichen häuft, feinste und stärkste Menschlichkeit morden läßt, wenden wir uns erhobenen Hauptes von so gräßlichem Anblick; fühlen uns, nach solcher Katharsis, wie nach überstandenem Körperschmerz, frischer, kräftiger zum Kampf gegen umdräuende Schicksalsmächte. Hier fügt sich Alles zum Guten. Hermione umfängt ihren König, Perdita findet die Eltern und bleibt ihrem Jüngling, Leontes und Polyxenes begraben den Groll. Einer nur fehlt im Kreis der Versöhnten: der Knabe Mamilius, der, in holdem Schauder erfröstelnd, das Wort sprach: A sad tale 's best for winter. Doch an diesem kleinen Leichnam haftet das Auge nicht; beim Schäferspiel und Rüpelspaß in Böhmen ward er vergessen. Frohsinn kommt aber nicht auf. Die Tragoedien des Ehrgeizes und des Königswahnes, Hamlets modderneres Verhängniß selbst gab uns mehr Muth, mehr Willen zum Leben als dieses Gedicht mit seinem „glücklichen Ende." Wie in verschneiter Landschaft fühlen wir uns. Der von geheimem Gesetz befohlenen Linie des weißen Ornamentes nachzutasten, in das Schweigen der Natur hineinzuhorchen, mag Manchem Lust sein. Kein Vogel singt. Kein Schritt ist hörbar. Wenn die Paare sich zum Reigen ordnen, ists, als wollten sie auf einem Laken tanzen, unter dem ein erkalteter Leib auf der Bahre liegt. Und durch den Schnee schlurft das Schicksal heran. Das ausgesetzte Kind ruht am Herzen der Mutter, die Königin umschlingt der Arm des reuigen Mannes: und der Puls Derer, die so Seltsames miterleben durften, schlägt nicht höher. Nicht Menschenwille hat hier ja gesiegt, nicht Menschenkraft gegen feindlichen Drang

aus umringender Welt oder aus der eigenen Seele sich durchgesetzt. Im weiten Raum der Zeit ward Jedem eine Rolle zugetheilt. Die hat er gespielt; mußte sie spielen.. Solches Märchen paßt für den Winter. Laßts die Heimchen nicht hören.

In einem Gespräch, dessen Inhalt Eckermann am zweiten Januar 1824 notirt hat, stehen neben klugen wunderliche Sätze. Goethe sagt: „Studirte ein dramatisches Talent Shakespeare, so mußte ihm bewußt werden, daß dieser Dichter die ganze Menschennatur nach allen Richtungen hin und in allen Tiefen und Höhen bereits erschöpft habe und daß im Grunde für ihn, den Nachkömmling, nichts mehr zu thun übrig bleibe. Und woher hätte Einer den Muth nehmen sollen, nur die Feder anzusetzen, wenn er sich solcher bereits vorhandener unergründlicher und unerreichbarer Vortrefflichkeiten in einster, anerkennender Seele bewußt war!" Eckermann (vielleicht, um dem Meister zu schmeicheln) versetzt sich, wie ein anderer Famulus, in den Geist der Zeiten und meint, Shakespeare scheine nicht mehr ein unermeßlicher Riese, wenn man „die kräftige produktive Luft seines Jahrhunderts athmet und die Kraft, die uns aus Ben Jonson, Massinger, Marlowe, Beaumont und Fletcher anweht". Und Goethe erwidert: „Sie haben Recht. Es ist mit Shakespeare wie mit den Gebirgen der Schweiz. Verpflanzen Sie den Montblanc unmittelbar in die große Ebene der Lüneburger Haide: und Sie werden vor Erstaunen über seine Größe keine Worte finden. Besuchen Sie ihn aber in seiner riesigen Heimath, kommen Sie zu ihm über seine großen Nachbarn, die Jungfrau, das Finsteraarhorn, den Eiger, das Wetterhorn, den Gotthard und Monte Rosa: so wird zwar der Montblanc immer noch ein Riese bleiben, allein er wird uns nicht mehr in ein solches Erstaunen setzen." Wunderliche Worte, deren ironische Färbung das treue Ohr Hans Peters vielleicht nicht wahrnahm. Ist unser Staunen, wenn diese Gletscher, diese Firnen und Alpmatten sich aus Wolkenschleiern schälen, denn geringer als Derer, die der Fuß nie über die Haide hinweg zu steilem Grattrug? Minder andächtig als des Geschlechtes, das von den Vorgängern und Nachfolgern des Großen nichts wußte? Dieser lebt und thront; vor ihm, hinter ihm ist Totenland; Museum; Literaturgeschichte. Daß nur das große Jahrhundert germanischer Renaissance dieses Kind gebären konnte, hat auch Taine gesagt; auch er erwähnt, daß die anderen britischen Künstler dieser Zeit die selbe Geistesart und Lebensauffassung hatten. Vous ne trouverez dans Shakespeare que les mêmes facultés avec une pousse plus forte, et la même idée avec un relief plus haut. Doch er hat erkannt, was den Einen über Alle hob: Il avait l'imagination complète. Das ists. Drum ähnelt er wie kein Anderer dem Allumfasser, Allerhalter. „Faßt und erhält er nicht Dich, mich, sich

selbst? Wölbt sich der Himmel nicht dadroben? Liegt die Erde nicht hierunten fest? Und steigen freundlich blickend ewige Sterne nicht herauf?" Dieser ist nicht zu ermessen. Und wenig mit dem Wort gesagt, der Göttliche stamme aus Göttergeschlecht. Der Montblanc mag dem Auge kleiner scheinen, das den Eiger, das Aarhorn, den Gotthard und die Jungfrau sah. Dieses Bergmassiv dünkt auch Einen, der aus Goethes Menschenwelt kommt, von Giganten gethürmt.

Noch im Nebel schreckt es; und lockt doch und läßt uns nicht los. Wo sind wir? Eines Reussenkaisers Tochter theilt mit dem König von Sizilien das Lager. Böhmens Küste bespült das Meer. Zu Jupiter und zum Christengott steigen Gebete. Delphi schickt sein Orakel und ein Puritaner begleitet das Psalmengeplärr auf dem Dudelsack. Die reinste Königin wird geilen Frevels verdächtigt; wird, obwohl zwei Leben in ihr wohnen, in Kerkersnacht geworfen; steht, doppelt schön, keusch und fast stumm, unüberwindlich in ihrer Ohnmacht, vor dem Gericht. Eifersucht wüthet blind und bäumt sich wider Apollons Spruch. Sinnlose Eifersucht, die kein falscher Schein erregt, kein listiges Wort angefacht hat. Wo sind wir? Würzt ein Barbar mit so wirrer Mär seinen Gästen eine trunkene Stunde? Hier ist nicht Menschenland. Nicht? Hier ist ein Hof, der noch heute sein könnte. (Immer erneut sich vor Shakespeares Gedichten das Staunen über die Redefreiheit, die Elisabeth ihrem Poeten ließ. Als wollte sie Republikaner erziehen. Laureatenstil und Cant haben erst die Tage der Confessio Westmonasteriensis im Inselreich heimisch gemacht.) Hier ist ein König, der im Rasen noch menschlich bleibt. Dessen Wahn wir nicht fassen und der dennoch in verwandten Lauten zu uns spricht. Hört ihn mit seinem Knaben. So scherzt und kost und bebt ein Mann und ein Vater. So antwortet ein Bürschchen, das in den Prinzenwindeln die Kindhaftigkeit nicht verloren hat. Seht, wie Paulinens tapferer Hausfrauenverstand an dem Wahngespinnst zerrt; eine Masche lockert und durch die Oeffnung dem dummen Tölpel von König das Jünglein entgegenstreckt. Hier ist Menschenland. Auch in diesem Fabelböhmen, wo Fürsten sich als Schäfer vermummen und ein Gauner die ganze Heerde scheert. Nach verkünstelten Formen bescheidene Einfalt. Zwischen beiden Welten vermittelt das Agentengenie des Rüpels Autolykus. Keine minnigliche Pastourelle von Robin und Marion lächelt uns aus verblühendem Lenz kokett an. Diese Hirten sind mit Reiß und Gerstensaft genährt und haben ihre Wollpreise im Kopf. Diese Hirtinnen schlecken an Feiertagen gern Apfeltorte mit vielen Rosinen und vertragen bei verliebtem Spiel einen derben Puff. Wackeres Volk, das sich redlich zurechtfindet und nur blöd wird und stammelt, wenn sichs von den Speichen des Staats-

wagens bedroht glaubt. Und mitten drin Perdita, die, „unschuldge Milch in unschuldigem Mund", von der Brust der Mutter gerissen ward und der Natur allerbarmend seitdem Alles ersetzt hat: Eltern und Bruder, Kultur und Prinzessinnenherrlichkeit. Eine Blume aus edlerem Samen und von feinerem Duft als die Gewächse des Bauerngartens; nicht fremd aber an dieser Trift. Eine zärtliche Hand löst sie sacht aus der Scholle, birgt sie am Herzen und bringt in solcher schützenden Wärme sie übers Meer in die südliche Heimath zurück. Nun kann das Steinbild der Mutter erwachen. Kann die Reue des Königs von Sizilien das Wunder wirken, das Aphrodite dem brünstigen Werben des Kyprenkönigs gelingen ließ. Wunder wollt Ihrs nicht nennen? Weil Hermione ja nie starb, mit steinerner Ruhe nur den Blick täuschte? Nennt es dann, wie Ihr wollt. Geringeres hieß man oft Wunder. Hermione verzeiht, daß ihr schwangerer Leib am Schandpfahl in Wehen zuckte, daß sie ein Kind bestatten mußte, das andere nicht aufziehen durfte. Paulina, daß ihr Mann eines Bären Beute ward. Perdita, daß sie als Waise am Feldrain erwuchs. Ein Wahn hat Alles verschuldet. Gebührt ihm noch härtere Strafe als die Pein dieser sechzehn Jahre? Jedes Leid erlebt seinen letzten Tag und alle Wunden heilt einst die Zeit. Was stöhnt Ihr, wägt und errechnet und stemmt Euch noch gegen Geschickes Macht? Spielt Eure Rolle und fragt nicht lange, wie das Stück enden wird. Das loseste Maul Deines Hofes sicherte Dir, Leontes, das späte Glück. Die Schäferin, die Du, Polyxenes, dem Sohn weigertest, ist ein Königskind und versöhnt Dir den Feind und entwölkt Dir den Abendhimmel. Sinn sucht Ihr in Eurem Erleben und glaubt gar wohl, Ihr könntets mit freiem Willen gestalten? Ihr Kinder! Kommt: ein Alter erzählt Euch am Herdfeuer ein altes Märchen.

In finstrer Nacht ein Wintermärchen. Manchmal ists, als hörten wir die Stimme Montaignes, der Eifersucht die albernste aller Leidenschaften genannt hat. Lucullus, Cesar, Pompeius, Antonius, Caton et d'aultres braves hommes furent cocus et le sceurent, sans en exciter tumulte; il n'y eut, en ce temps là, qu'un sot de Lepidus qui en mourut d'angoisse. Schlimmer noch als den Mann entstellt solches Eifern die Weiber. Cette fiebvre laidit et corrompt tout ce qu'elles ont de bel et de bon d'ailleurs; et d'une femme jalouse, quelque chaste qu'elle soit et mesnagiere, il n'est action qui ne sente à l'aigre et à l'importun. So bang ist das Dunkel, daß wir dem Trostgebrumm des Skeptikers wie einem Lerchenlied lauschen. Hellt sich die Nacht? Nein. Wer weise ist, bettet sich warm. Hört im Einschlafen noch die Frage: Que sçay-je? Die alte, ewige Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? Nun auch aus Dichters Mund. Und zieht die Decke über den Kopf, bis die Zeit

des Spukes um ist... Was wissen wir? Welchem Vielleicht taumelt unser Fuß entgegen? Wer mißt uns, Gott oder Kobold, Lohn und Strafe? Hier diese Königin war lichtesten Glückes würdig: und mußte sechzehn Jahre lang die Freuden der Frau und der Mutter entbehren. Hier dieser König hat gemordet, mit seiner Lippe das Reinste geschändet: und noch einmal krönt ihn Chronos. Aus vollen Schalen schlürft er unverdienten Segen. Die Frau muß, um der Tochter froh zu werden, Ungesühntes, Unsühnbares verzeihen. Schande, die ihrem frühreifen Knaben das zarte Herz brach. Während solchen Erlebens wird draußen gescherzt und getanzt; gelogen und getrogen, gezeugt und getötet. Und der müde Dichter hebt die Wimper nur zu der Frage: Freut Ihr Euch nicht dieser Buntheit? Wollt mehr sein als ein Sandkorn im Stundenglas der Zeit? Bläht Euch nach all den Sündenfällen der Menschheit noch immer zu hoch?

Das ohne Lust empfangene, hastig nur aus den Herzkammern des Genius genährte Werk taugt nicht in ein Prunkgewand. Im Pomp und Lärm der meininger Aufführung erstickte sein feinster Reiz. Arme fuchtelten; in einem Volksgewimmel waren die Kehlen vom regens chori abgestimmt; der Orakelschrein, dann das Pastorale bot Augenweide. Der junge Prospero des Deutschen Theaters hatte den Zauberstab, den so Viele ihm neiden, diesmal nicht benutzt. Nicht für den ersten Theil des Gedichtes wenigstens. Dieses Sizilien, sagte er sich, darf nicht südlich prangen; Land und Lebensstunde dieser Menschen nicht allzu deutlich bestimmt sein. Immer wieder mahnt uns ja der Dichter, daß er ein Märchen erzählt. Von Menschen, die überall sein könnten. Also die Andeutung eines Palastes; und Vorhänge, die einen Saal öffnen, einen intimeren Raum abschließen. Sehr klug und nobel. (Auch vom Elend der „Ausstattung", die den Theaterbetrieb zur Spekulation macht und dem Spielplan die Wünschelquellen verstopft, erlöst uns einst wohl die Zeit. Ein Vorhang, ein Gobelin läßt der Phantasie mehr Flugraum als die billigen Trödelwunder eines Orientbazars.) Böhmen fand ich zu böhmisch. Herr Orlik hatte, um die Spur des Japonismus nicht sichtbar werden zu lassen, sich vom Kopf bis zur Zehe mit Heimathmotiven behängt. Böhmische Landschaft und Tracht. Sehr hübsch. Nur litt darunter die bukolische Poesie. Perdita darf nicht an ein dralles Slavenkind aus dem Moldauthal oder von der Hannakengrenze erinnern. Das Beste: das Königsgericht unter nächtigem Himmel, von dem das helle Kleid der Orakelbringer wie der Silberglanz einer Hoffnung aufblinkt; und das Erwachen des Steinbildes in der Goldmosaiknische. Das Anfechtbarste: der Versuch, mit kleinlicher Motivirung dem vorwärtsstürmenden Dichter über Klippen hinwegzuhelfen. Nehmt ihn, wie er ist; Euer

Klügeln gräbt Runzeln in seine Stirn. Was nützts, daß ein geistreicher Kopf den Leontes, weil er ohne Ursache, ohne Scheingrund sogar eifersüchtig ist, ins Psychopathologische zerrt? Solche Belastung kann das von alter Hand eilig gezimmerte Märchengerüst nicht tragen. Auch Hermione möchte nicht müßig bleiben. Winkt mit dem Lid und schäkert mit dem Blick emsiger, als dieser Königin ziemt. Shakespeare, der mit aller Technik wie ein Herrgott mit Zwergentand spielt, wollte hier nicht „motiviren"; wollte den König jäh, nicht irr, Hermione fern von reizender Hofdamenkunst. Fragt Ihr, warum es stürmt? Ehe Ihr Antwort habt, ist Eure Hütte zersplittert. Doch der Dichter selbst spräche die Fürstin frei, sähe er sie vor dem Willkürgericht. Das ist Hermione. So vornehm und ohne verwundbaren Stolz; so tiefen Wehgefühls fähig und doch ohne Rachsucht; so weiblich und keiner Schwachheit, auch keiner Hitze je unterthan. Keine Heroin hätte Solches geduldet. Dieser Schoß trug den Knaben, den die Angst um die Mutter aus seiner Märchenwelt ins Grab riß.

Frau Sorma, die Hermione war, hob auch die Aufführung der „Gespenster" ins Festliche. Das Drama wirkt, mit seiner bedächtigen Empörung, seinem heftig gegriffenen grellen Gesellschaftsymbol, jetzt ein Bischen zu programmatisch; ist uns vielleicht, mit seiner violence à froid, nicht mehr und noch nicht wieder nah genug. Frau Alving aber ist uns geblieben; unverlierbar. Und stand endlich nun herrschend in der euripidischen Welt des Gedichtes. Oft ward sie sonst von dem kranken Sohn verdrängt, klagte, ein Opfer klimakterischen Wehs, den Wänden ihr Leid und ermüdete den Hörer durch Redseligkeit. Hier wars anders. Eine schöne Frau, in deren schlankem Leib der Geschlechtsreiz noch nicht welkte. Graues Haar, kaum zu bändigendes; doch das feine Köpfchen so jung, als habe es noch nicht viele Sonnen gesehen. So ists auch. Diese Helene lebt noch nicht lange. Nicht ihr eigenes Leben. Erst seit der Zeit, wo sie, Stich vor Stich, die Maschinennaht aufzutrennen begonnen hat. Seitdem kann sie auch heiter sein; hoffen; an ein Glück glauben, das der Junge ihr ins Haus bringen wird. Nun erzählt sies. Den Kampf und den stillen Sieg. Und wir sehen, wie das Blut den Gedanken weckt, wie er sich trotzig schüttelt und jauchzend über die Lippe springt; wie sichs im Hirn assoziirt, die Hemmungen überwindet und nach jeder Ueberwindung sich so stolz fühlt, des Heldenkranzes so würdig. Langer Rede den Lebensschein der Handlung zu geben, einen Denkprozeß uns, als ginge es um unser wichtigstes Gut, mitempfinden zu lassen, ist nie vielleicht so gelungen. Dabei eine Noblesse der Mütterlichkeit und, trotz dem unmodisch schlichten Gewand, ein Glanz des Wesens, der noch die Krankenstube des pauvre vermoulu erhellt. Die Asylsatire ist gar so durchsichtig. Das Vererbungmotiv

(mit dem der große Apotheker aus Skien sich damals wohl recht beträchtlich dünkelte) wird uns gar so hart ins Ohr gehämmert. Den Vater hat unsauberes Vergnügen zum siechen Mann gemacht, in dem die Begierde das Vermögen überdauert; der Sohn, die Frucht des vom Wurm zerfressenen Stammes, lechzt nach reiner Lebensfreude und sehnt sich, als über seine Seele sich schon Abendgrau senkt, noch nach der Sonne. Allen Lebenden sitzen, wie Alben, die revenants auf der Brust und hemmen den Athem. Und der Bruder begehrt die Schwester ... Programm. Einzelnes ärgert uns schon in dem Werk (das den noch eines Meisters bleibt); oder ärgert uns noch. Auch wäre dem sehr jungen, geistig beweglichen und glaubhaft kranken Oswald mehr Ephebenholdheit zu wünschen. Dem Pastor eine zartere Seele; er sollte mehr Kind sein, in Einfalt und Schlauheit, nicht dem pedantischen Gelehrten des deutschen Lustspiels so ähnlich. Engstrands vertrügen eine stärkere Dosis urwüchsiger Niedertracht. (Fräulein Höflich, das aussieht wie eines nordgermanischen Dorfkönigs keusche Tochter, paßt nicht für das kluge Näkelkätzchen Regine.) Das Ganze könnte mehr Abstand vom Erdboden, mehr Gespensterstimmung haben. Doch ist dieses Drama (von dessen „Thesen“ vor zwanzig Jahren der alternde Fontane die sittliche Weltordnung bedroht fand) in Berlin sicher noch nie so gut aufgeführt worden. Nie mit einer Helene Alving von solcher Gefühlsfülle, solchem Adel der Persönlichkeit. Was war uns das Asyl, was des Pastors korrekter Jammer? Auf das Jubilate lauschten wir, das aus der Brust dieser Frau stieg und um das sich dann ein Schleier nach dem anderen legte, schwer, von Thränen feucht, bis es erstickt war; ein Röcheln nur noch durchs Dunkel quoll. Und sahen, wie der Glanz fahl wurde, das feine Feuer der Weibheit verprasselte und in sich zusammensank; wie die Wange der Mutter sich furchte und höhlte.

Nur in dem kleinen Raum, den Herr Reinhardt für seine „Kammerspiele“ geschaffen hat, konnten wirs sehen. Hier erinnert kaum noch Etwas an die Theatermode. Kein Stuck, keine Ränge, kein starkes Rampenlicht. Ein Saal, der dreihundert Menschen faßt; dicht vor ihnen, fast ohne Distanz, die Bühne. So hatte Strindberg sichs 1888 (in dem Nachwort zu seinem genialischen Trauerspiel „Fräulein Julie“) gewünscht; solche Intimität vielleicht nicht einmal zu träumen gewagt. Die Wirkung ist merkwürdig. Sie ähnelt der von Stanislawskijs moskauer Gesellschaft erreichten. Nur hattens die Russen schwerer. Sie mußten die Stimme heben, die Geste vergrößern, die Gestalt illuminiren: und genau errechnen, daß Alles, Gestalt, Ton und Geberde, den weitab (und von verschiedenem Niveau) Zuschauenden natürlich scheine, den aus der Erfahrung des Lebens bekannten Dimensionen entspreche. Im Kammerspielhaus ists bequem. Der Spieler braucht nicht zu transmutiren; ist also

von der schwierigsten Pflicht entbürdet. Er kann sich geben, wie er ist, und, wenn er für die zu bewältigende Aufgabe klug ausgewählt ward, auch ohne ungewöhnliches Talent Vollkommenes leisten. Ich will das Verdienst des Herrn Reinhardt, dem die berlinische Theaterkunst mehr zu danken hat als irgendeinem Anderen, nicht schmälern. Wenn er nicht den sicheren Blick für die aus einer Mimenindividualität zu holenden Wirkensmöglichkeiten hätte, den Instinkt für die Grundstimmung eines Werkes und dessen szenisches Bedürfniß, die ins Gebiet des Genialen langende Fähigkeit, den tiefsten Punkt einer Dichtung zu erfassen und aus ihm die ihr nothwendige Architektur zu erfühlen, wenn er nicht der stumme Poet wäre (da Lessing einen ohne Arme geborenen Rafael fingirt, mag das Wort hingehen), der mit unerschautem Anpassungvermögen die Geschöpfe Anderer fürs helle Bretterreich zu kleiden, zu gruppiren, zu beleuchten, in Ton, Haltung, Geberde in die richtige Relation zu einander zu setzen weiß, dann wärs ihm nicht in dem großen, nicht in dem kleinen Raum so geglückt. Was er für Maeterlincks „Schwester Beatrix" und Lessings „Minna", für den „Sommernachtstraum" und den „Kaufmann", für die spröden Stoffe des „Wintermärchen" und des „Oedipus" (von Hofmannsthal) gethan hat, schätze ich aber höher als das auf der Kammerspielbühne Geleistete. Auf diesem engen Feld siegt sichs leicht. Wer zweifelt, mag sich der Zeit erinnern, wo das Residenztheater die Mysterien der „neuen Kunst" herbergte. Schon da schien Mancher, der später als Durchschnittsmime erkannt ward, ein Hauptkerl. Und im Kleinen Theater (Unter den Linden) braucht der Regisseur sich nicht sehr kräftig zu recken, um den Kranz zu greifen. Habt Ihr bei familiären Festen nicht da und dort Einen gesehen, der gut spielte? Nicht nur die Tanten waren dann begeistert; auch Unbefangene staunten das Männlein an, das ganz neronisch in der nächsten Nacht träumte: Qualis artifex! Hättet Ihr den Wackeren aufs Theaterpodium gebracht und vor die Nothwendigkeit gestellt, von da nun ins Weite zu wirken: die Enttäuschung wäre fast nie ausgeblieben. „Natürlich" zu sein, ist, liebe Leute, nicht so schwer, wie man Euch eingeredet hat. (In der Rolle eines Rüpels, Tölpels oder Strolches schon gar nicht; natürliche Grazie und Vornehmheit ist ja auch in unserem Alltag selten. Deshalb drei Dutzend Darsteller für Spelunkengäste und Hürchen; und kaum Einer, der einen Prinzen, kaum Eine, die eine Dame spielen kann.) Schwer wird den Meisten nur die Kunst der Transmutation. Sie sollen den Kothurn anschnallen und doch nur von dem Wuchs Derer im Parterre und auf der Galerie scheinen. Sollen, wenn sie den Sokkus tragen, ihrem Spaß die gehörige Resonanz geben und doch nicht laut sein. So pfiffig blinzeln, daß Tausend es sehen. Hier sinds nur Dreihundert. Ists fast ein Salon. Wer nicht gar zu weit hinten sitzt, sieht die Beweʼ

gung der Nasenflügel und Wangenmuskeln. Hat manchmal das Mißgefühl, einer Indiskretion schuldig zu werden. Hier geht keine Bühnenuhr; sind Pausen nöthig, die im Theater unerträglich wären. Nöthig: die Akustik (auch die Optik) dieses Raumes fordert, daß jede Unterbrechung des Gespräches, der Handlung eben so lange daure wie draußen im Leben. Wir sind ja nicht im Bretterpalast der Illusion, sondern im Bereich einer Kunst, die ein Bischen (nach Kants imperativisch hartem Wort) auf Betrug ausgeht. Deren Ziel erschritten ist, wenns auf dem Heimweg heißt: Just so ist unsere Wirklichkeit. Das gelingt einem Drillmeister (Antoine, Reinhardt) auch mit Mimen von Mittelwuchs. Seltsam wird die Wirkung, unheimlich, wenn eine feine Seele sich so nah vor unserem Auge entblößt. Dann überläufts den Betrachter, wie den Griechen Gyges in Rhodopens Schlafgemach. Wie kam er hierher? Wer durfte das Allerheiligste fremdem Blick entriegeln? Er möchte fort, in eine andere Welt, vielleicht, wie der im Tiefsten erschütterte Hellene, bis in ein Fabelland, „wo gelbe Menschen mit geschlitzten Augen für tote Könige ewge Häuser bauen". Und ist, mit der Schamröthe auf der Stirn, für das grausig schöne Erlebniß doch dankbar. Solche Impressionen hat uns Frau Sorma geschenkt. Für Minuten wars, als säßen wir, mit dem Ring des Gyges am Finger, in einem verlebten Zimmer und sähen, wie ein edles Weib das letzte Gewand sinken läßt. Das vermag Schauspielkunst nicht; nur Persönlichkeit. Die eigentliche Theaterwirkung bleibt hier fast völlig aus. (Herr Reinhardt fühlts und verstellt sich drum als Tischler so wenig, daß die Rolle, sonst die wirksamste im Stück, gar nicht zur Geltung kommt.) Die Psychologie dieser Kammerspiele kennen zu lernen, wird nützlich sein. Shakespeare, auch Schiller wäre da unmöglich. Mit Tasso, Stella, der Natürlichen Tochter wäre der Versuch zu wagen. Die bei uns noch immer beliebten tranches de la vie (so taufte mans vor fünfzehn Jahren in Paris) passen in diesen Salon nur, wenn sie nicht aus allzu starker Menschlichkeit geschnitten sind. Und für den herondischen Mimus „Frühlings Erwachen", den Herr Wedekind eine Kindertragoedie nennt, ist der kleine Raum zur Glückskammer geworden. Die Mysterien dieses Guckkästchens sind mit einem Goldstück nicht zu theuer bezahlt. Hat nicht ein Superintendent vor so unkeuschem Schauspiel gewarnt? Am Ende hat er nur wieder einmal Aesthetisches mit Ethischem verwechselt. Unkeusch ist hier nicht der Dichter; ist, nicht hier nur, eine Genußsucht, die von Perdita zu Wendla Bergmann läuft und die Pubertätkrämpfe des Schülers Moritz Stiefel schließlich doch interessanter findet als das Weh des Prinzen Mamilius. Man ist ihnen ja viel näher... Auch von diesem Wandel der Zeit wird, ohne Jammergestöhn, nächstens zu sprechen sein.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.


Berliner
Bock Brauerei


MB





Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:
No. 675 Direktion.
„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.
„ 7914 }
„ 7915 } Kuxenabteilung.
„ 7916 }

Telegramme: **Ulricus.**

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9–1 und 3–5 Uhr.

Für Gesellschaft, Reise und Sport unentbehrlich!

Pallabona

Einzig dastehendes trockenes

Haarreinigungsmittel.

Nasses od. spirituoses Waschen überflüssig

Gesetzl. gesch. Aerztlich empfohlen.

Preis pro Schachtel 2,50 Mk.

Käuflich in allen f. Parfüm-, Drogen- u. Friseurgeschäften oder direkt durch

Pallabona-Vertrieb, München 66.

Charakter-

Analysen nach der **Handschrift** von P. P Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüt einen intimen Reiz einzuflössen, das persönliche Leben zu erweitern Wissenschaftl. Original-Methode, **psycho**-graphologische Praxis seit 1890. Auf **briefliche** Anfrage kostenlos: seriöse Broschüre u. Honorarbedingung für die Beschreibung Ihres **Innen**lebens.

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

JUNO

Alle erdenklichen Papierwaren und Büro-Artikel (Marke „Pfau") finden Sie gediegen u. preiswert in unserem Gratis-Katalog No. 112 **„Juno" Kontorbedarfs-Ges. München.**

Echte Portweine!

Sortiment No. 1, 3 Fl. sortiert, Mk. 4.20,
Sortiment No. 2, 3 Fl. sortiert, Mk. 5.35,
Sortiment No. 3, 3 Fl. sortiert, Mk. 7.60,
Rotwein: St. Emilion per Fl. Mk. 0.75
3 Fl. **Mark 2.85.** Reinheit garantiert
vers. p. Post inkl. Verpack. frko. Nachn.

I. G. Heintzen, Westerstede (Oldb.).
Wein-Import und Versandhaus.



Detektiv- Institut **Dauč**, Königl. Kriminalbeamter a. D., **Berlin, Friedrichstr. 65.** Fernspr. I, 5464.

Beobachtungen, Ermittelungen, Heirats- **Auskünfte** Glänzende Erfolge. Vornehme Empfehlg.

Pflegetochter! Alter gebild kinderl Ehep w gesund, angeneh. Mädchen **von gutem Herkommen** u mögl. **nicht unt.** 10 Jahr dau. in Pflegenehm geg Jahresbeitr od Zahlg ein kl Kap, welch. d Kinde verbl. W. erw. Disk. Off erb. u. **M. V. L. postl. Gera (Reuss)**





Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.